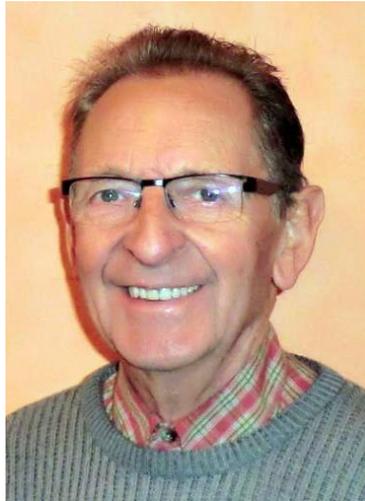


# Jugenderinnerungen

1936 – 1948

Neu-Isenburg – Sprendlingen - Frankfurt



**Arno Baumbusch**

1931 – 2016

Ehrenmitglied der Freunde Sprendlingens



# Jugenderinnerungen

von  
Arno Baumbusch

Dieses Manuskript wurde posthum von  
Wilhelm Ott und Sandra Exner lektoriert und leicht überarbeitet.  
Der Erzählstil des Autors sollte dabei erhalten bleiben.

Herausgeber:

Freunde Sprendlings, Verein für Heimatkunde e.V.  
6. März 2018, dem 2. Todestag von Arno Baumbusch

## 1936

Im Großen und Ganzen gesehen hatte ich in meiner Kindheit ein ziemlich freies Leben, da meine Eltern in Neu-Isenburg eine größere Gaststätte betrieben und dazu viel Zeit aufwenden mussten. Zuerst musste ich auf Wunsch meines Großvaters, der ein frommer Mann war, in den Kindergarten der katholischen Kirche St. Joseph gehen, der von einigen Nonnen geführt wurde. Es war eine schöne, unbeschwerte Zeit, an die ich mich gerne erinnere.

Zum anderen lag meine Erziehung aber auch in den Händen des jeweiligen Dienstmädchens, das in unserem Haushalt beschäftigt war. Diese waren im Allgemeinen sehr großzügig, denn sie nutzten unsere Spaziergänge oft, um sich mit ihren Freunden zu treffen. Ich durfte nur nichts verraten und erhielt dafür so manche Tafel Schokolade zugesteckt. In meiner Jugendzeit war halt so manches anders. Ich musste mit wenig zufrieden sein, denn meine Eltern konnten mit dem Geld nicht so großzügig umgehen. Wenn ich mal ins Kino wollte, fing ich schon ein paar Tage vorher an zu betteln, um die 50 Pfennig für die Eintrittskarte zu bekommen. Ich konnte mir auch ein paar Pfennig verdienen, was sehr mühsam war. Für ein kg sortierte Blätter, die man in die Laubfärberei bringen konnte, gab es 10 Pfennige. Das gleiche gab es auch beim Förster für 1 kg Maikäfer. Mit dem Verdienst konnte man keine großen Sprünge machen.

Meine Freizeit verbrachte ich meistens, wenn es das Wetter erlaubte, im Freien. Es gab viele Spiele, die wir Kinder machen konnten. Wie z.B. Reifches, Hickelches, Länderches, Danzknopp, Seilspringen, Nachlauf, Verstecken, Räuber und Gendarm und natürlich auch Fußball. Aber nicht mit einem Ball aus Leder, sondern aus Lumpen. Sie wurden mit einer Schnur zusammen gebunden, bis sie einem Ball

ähnelten. Wurde der dann aber nass, so war er schwer und fast so hart wie ein Stein. Geschenke zum Spielen gab es nur zum Geburtstag und zu Weihnachten. Kleinigkeiten gab es zu Ostern und zum Nikolaus. Apropos Nikolaus. Als ich schon etwas größer war, kam er auch wieder einmal zu mir, hielt mir einen Vortrag, dass ich recht brav sein solle usw., gab mir ein kleines Geschenk und ging wieder von dannen. Ich fragte meine Mutter, warum der Nikolaus dieselben Schafstiefel wie Papa hätte. Das war das letzte Mal, dass der Nikolaus mich besuchte.

## 1937

Ab 1937 ging ich mit viel Spannung und Erwartung in die in der Waldstraße gelegene Volksschule. Das Leben war schön, uns ging es gut, und wir hofften, dass es so bleiben würde. Fastnacht wurde in Neu-Isenburg schon immer groß geschrieben und wir Kinder zogen mit Kostümen bekleidet durch die Stadt. Auf dem Kopf eine spitze Clownsmütze, rechts schwarz, links weiß. Die Jacke in denselben Farben, nur umgekehrt. Und die Hose wieder wie die Mütze. So wollte ich mich bei unseren Bekannten, der Familie Anthöfer in der Richard-Wagner-Str. vorstellen. Ich besuchte sie öfters, weil sie immer sehr freundlich waren und mir öfters Süßigkeiten zusteckten.

Sie hatten eine Möbellackiererei, und wenn frisch lackiert war, durfte kein Staub gemacht werden. Deshalb, und der Gaudi wegen, wurde ich, wenn ich dort auftauchte, mit einem Gürtel an die Trockenhaken gehängt. Wenn ich dann lang genug gejamert hatte, stellte man mich auch wieder auf meine Füße. Er, der Herr Anthöfer, war halt ein großer Schalk. So auch, als ich stolz mit meinem Fastnachtskostüm erschien. „Du bist ja noch gar nicht fertig!“ meinte er und holte weiße und schwarze Farbe. Mein Gesicht und die Schuhe wurden dann auch noch angemalt. In der Werkstatt gab es ein großes Gelächter, und mit einem Brief schickte man mich nach Hause. Nach einer wortreichen Predigt und dem Öffnen des Briefes wurde die Stimmung sogleich wieder normal. Denn in ihm waren 20 RM für ein Paar neue Schuhe.

Schräg gegenüber von uns wohnte die Familie Lang. Der Vater war Opernsänger an der Berliner Staatsoper, also bessere Leute. Sie hatten zwei Söhne, etwas älter als ich. Der größere hieß Helmut und hatte zu seinem Geburtstag ein Luftdruckgewehr bekommen. Damit machten wir, im Garten ihrer Großeltern, Schießübungen. An eine Bretterwand hefteten wir die Zielscheibe und schossen mit Bolzen darauf. Da die Bretter aber mit Abständen vernagelt waren, gingen bald alle Bolzen verloren. Helmut entschloss sich, zu seinem Vater zu gehen, um Geld zu holen, um neue Bolzen kaufen zu können. Dieser lehnte jedoch energisch ab. Jetzt wurde auf Rache gesonnen. In dem Garten war ein gewisses Häuschen mit einem Herz in der Tür. Wir machten auf dem schmalen Weg ein tiefes Loch, und darin verschwand die volle Schüssel aus dem Häuschen. Es wurde alles fein säuberlich abgedeckt, und Helmut machte uns vor, wie der Vater da hineinfallen würde. Er sprang aber im letzten Moment über das verdeckte Loch. Ich wollte das auch nachmachen und plumps, saß ich mit meinem neuen Matrosenanzug in der Scheiße. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, als nach Hause zu gehen. Dabei machte ich einen großen Fehler, denn ich ging von vorne durch unsere Gastwirtschaft. Hintenrum wäre besser gewesen. An

diesem Tag gingen auf meinem Hintern zwei Kochlöffel zu Bruch. Diese musste ich meiner Mutter zu ihrem nächsten Geburtstag wieder ersetzen.

Der Vorsteher des Güterbahnhofes in unserer Nachbarschaft aß bei uns immer zu Mittag. Wenn er fertig war, nahm er mich oft auf den Schoß und schäkerte mit mir. Dabei fiel eines Tages sein Bier um. Ich muss zugeben, ich war nicht ganz schuldlos. Er war Beamter der Reichsbahn, und eine nasse Hose passte da nicht ins Bild. Meine Mutter musste, eh er wieder zum Dienst ging, die Hose trocken bügeln. Ich bekam natürlich mein Fett ab und war dadurch sauer. Im Hof merkte ich, dass der Herr Bahnhofsvorsteher auf der Toilette war. Ich schlich mich vorsichtig heran und schwupp, war der Riegel zu. Er rief: „Mach sofort auf, sonst schlag ich dir den Hintern voll!“. Das sollte natürlich nicht geschehen, und ich lief schnell davon. Am Abend, als ich nach Hause kam, hatte sich meine Mutter schon wieder beruhigt, und meinem Vater stand ein Grinsen im Gesicht.

So war halt immer etwas los. Es wohnten im Hause drei Familien und wir hatten ein sehr gutes Verhältnis untereinander. Auf dem Dachboden hatte jeder eine Ecke, in die er alles stellte, was er nicht mehr benötigte. Da waren Sachen dabei, die ein Kinderherz höher schlagen ließen. Es hatte nur einen Haken: Ich sollte nicht da rauf. Es gelang mir aber immer wieder einmal, dass ich den Dachboden erreichte. Eines Tages schlich ich langsam und leise die Treppe hoch, um mich ja nicht zu verraten. Und da kam aus einer Ecke ein großes weißes Gespenst auf mich zu. Ich erschreckte mich fürchterlich und sauste die Treppe runter. Das war das letzte Mal, dass ich auf dem Dachboden war.

Einmal hatte ich eine Kinderkrankheit, vermutlich Masern. Ich weiß heute nicht mehr genau, welche es war. Unser Schlafzimmer war im zweiten Stock und Frau Schaub, die nebenan wohnte, hatte sich bereit erklärt, nach mir zu sehen. Am Anfang war das kein Problem. Ich lag im Bett und war froh, wenn ich meine Ruhe hatte. Mit der Zeit ging es mir aber wieder besser und meine Lebensgeister wurden wieder aktiv. Ich nervte Frau Schaub, weil ich andauernd nach ihr rief. Sie gab mir zwei Alben mit Zigarettenbildern zum Ansehen. Sie ging und schloss die Türe hinter sich zu, mit der Bemerkung: „Jetzt habe ich keine Zeit mehr.“ Nach kurzer Zeit musste ich auf den Topf, aber der war nicht zu finden. Ich rief nach Frau Schaub, aber die meldete sich nicht, vielleicht war sie einkaufen. Ich fand keinen Behälter, in den ich meine Notdurft verrichten konnte. Nur im Schrank war der Zylinder meines Vaters. Am ersten Tag wurde noch nichts bemerkt, dafür stank es am anderen Tag umso mehr und ich bekam natürlich mein Fett ab. Nur, war ich tatsächlich der Schuldige?

Ich hatte bei der Suche nach dem Topf aber etwas anderes gefunden, und zwar Streichhölzer. Wenn man Langweile hat und so alleine im Zimmer ist, kommt man schon auf recht dumme Gedanken. Ich zerlegte die Alben von Frau Schaub in ihre Bestandteile, machte drei kleine Häufchen und steckte sie an. Als der Qualm zu viel wurde, verkroch ich mich unter die Bettdecke. Der Qualm wurde aber, Gott sei Dank, von der Straße aus gesehen, da das Oberlicht des Fensters auf war. Das war mein Glück, und so wurde größerer Schaden vermieden. Man kann sich denken, dass diese Tat nicht ohne Folgen für mich blieb. Am anderen Tag konnte ich mich noch nicht schmerzlos auf meinen Hintern setzen. Gelernt hatte ich nichts, denn schon einige Zeit später wurde ich von einem Hausbewohner wieder beim Zündeln

erwischt. Er hat mich aber nicht verraten und mir auf eine andere Art ins Gewissen geredet. Ich glaube heute, das war der bessere Weg.

Familie Schaub hatte nebenan eine Kohlenhandlung. Wenn sie mit dem Pferdefuhrwerk Kohlen ausfahren, durfte ich manchmal mit. Danach sah ich immer wie ein Schornsteinfeger aus, und eh ich zu meinen Eltern ging, musste man mich erst baden.

## 1938

Dort, wo sich heute die Firma Gessmann befindet, stand in der Vorweihnachtszeit auf einem Holzpodest ein ca. 3 Meter großer Nikolaus. Dieser befand sich vor einer grünen Bretterwand, die das ausgebrannte Haus der jüdischen Familie Pscherowski verbergen sollte. Wir Kinder fanden den Nikolaus faszinierend, denn er konnte sich bewegen. Legte man ein Päckchen auf seine ausgestreckte Hand, ging der Arm nach unten und das Päckchen fiel in einen großen Sack. Als Dank neigte der Nikolaus dann seinen Kopf. Die gesammelten Päckchen wurden am Heiligen Abend von der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) an minderbemittelte Kinder verteilt.

Unser liebster Spielplatz war der Lagerplatz am Güterbahnhof. Das Spielen war dort zwar verboten, aber wir machten uns nichts daraus. Ganze Berge von Baumstämmen warteten dort auf ihre Verladung. Mehrere Männer mussten an der Kurbel eines Kranes drehen, um diese schweren Lasten zu bewegen. An solchen Verladetagen waren wir natürlich nicht gern gesehen und wir verzogen uns in den Wald. Auf einer kleinen Insel in einem Teich hatten wir uns eine Hütte gebaut und sie wurde „Güterbahnbandehütte“ genannt.

Es gab in Neu-Isenburg eine ganze Anzahl von Banden, die sich aber alle nicht ganz hold waren. Nur wenn es gegen die Sprendlinger ging, dann waren sie sich alle einig. Die Oberschüler aus dem Nachbardorf mussten bei uns in die Goethe-Schule gehen und das konnten wir gut ausnützen, um ihnen manchmal einen Streich zu spielen. Sie fuhren mit dem Fahrrad nur in Gruppen nach Hause, denn dann waren sie stärker als wir. Einmal, entsinne ich mich, haben wir ihnen von hohen Kiefern aus auf den Kopf gepinkelt. Wie kamen wir da drauf? Denn sie haben unten keine Äste. Wir hatten eine Technik entwickelt, mit der wir das schafften. Man brauchte zwei Gerüstschnüre, die man zu Schlingen verknotete. Eine davon musste man um den Baum legen, das Ende durch die Schlinge ziehen und so hatte man eine Schleife. Den Fuß hineinstellen und ein Stück darüber die nächste Schleife legen für den zweiten Fuß. Jetzt bücken und die untere Schleife abziehen. So konnte man immer höher und höher klettern. Damit keine der Schleifen fallen konnte, wurden sie am Hosenträger gesichert. Aber trotzdem musste man manchmal am Stamm runterrutschen, und das kostete immer einige Hautfetzen.

Solche Attacken blieben natürlich nicht ohne Folgen. Wurde einer von uns drüben in Sprendlingen erwischt, gab es Hiebe und manchmal nicht zu knapp. Wenn ich meinen Großvater besuchen wollte, was aus verständlichen Gründen nicht so oft vorkam, musste ich einen großen Umweg machen. Ich benutzte nicht, wie normal,

die Frankfurter Straße, nein, ich fuhr über die Neuhöfer Straße und dann den Herrnrötherweg entlang.

Einmal, nach so einer Revanche der Sprendlinger, wurde bei uns in der Schule zum Großangriff geblasen. Generalstabsmäßig eingeteilt in Vorhut, Kampftruppe und Nachhut, fielen ca. 200 Buben in die Wilhelmshöfersiedlung ein. Ich selber war bei der Nachhut und kann so nicht viel von den Kämpfen berichten. Ich bemerkte nur, dass auf einmal der Sprendlinger Schutzmann mit seinem Fahrrad bei uns auftauchte, und wir rannten, so schnell wir konnten, in Richtung Neu-Isenburg davon. Er wollte sich einen von uns greifen, stürzte mit seinem Fahrrad in den Graben, und sein Tschako flog in hohem Bogen von seinem Kopf. So schnell wie an diesem Tag waren wir noch nie nach Neu-Isenburg zurückgekommen. Am nächsten Tag mussten wir in der Schulpause antreten, und uns wurde eine Standpauke gehalten, die nicht von schlechten Eltern war. Es fielen Worte wie z.B. Ruhestörung, Hausfriedensbruch und Widerstand gegen die Staatsgewalt. Wir waren wieder einmal für eine Zeit lang kuriert.

Ende 1938 zogen wir um. Meine Eltern hatten eine größere Gaststätte kurz vor der Straßenbahn gemietet. Ich musste mich natürlich erst wieder an die neuen Freunde gewöhnen. Zu dieser Zeit wurden die Fundamente der Autobahnbrücke im Wald an der Straßenbahn gebaut. Wir entwendeten von der Baustelle Maurerbohlen, warfen sie in den Erlenbach, und am Vierwaldstädtersee (Jacobiweiher) bauten wir daraus Flöße. Wir besuchten die Inseln auf dem See und hatten natürlich viel Spaß. Bis der Förster uns entdeckte. Er konnte uns zwar nicht fangen, denn bis er mit seinem Fahrrad um den See gefahren war, waren wir mit unserem Floß wieder auf der anderen Seite. Aber wir sahen ein: Auf die Dauer war das kein Zustand und wir gaben zähneknirschend auf.

## 1939

Dies alles änderte sich mit einem Schlag, als der zweite Weltkrieg ausbrach und am 1. September 1939 deutsche Truppen die Grenze nach Polen überschritten und am 3. des gleichen Monats Frankreich sowie Großbritannien dem deutschen Reich den Krieg erklärten. Dass dies der Anfang eines zweiten Weltkrieges war, ahnten damals die Wenigsten.

Zu den ersten Maßnahmen der Reichsregierung gehörte, dass alles, was es zu kaufen gab, rationalisiert wurde. Das heißt, es wurden Lebensmittelmarken und Bezugsscheine eingeführt. Außerdem veranlasste sie, dass Luftschutzmaßnahmen ergriffen wurden. Luftschutzkeller wurden eingerichtet und die sogenannten Volksgasmasken ausgegeben. Alle Hausbesitzer hatten die Pflicht, dafür Sorge zu tragen, dass in ihren Häusern ein Luftschutzraum eingerichtet wurde und Luftschutzspritzen, Feuerpatschen sowie genügend Eimer mit Löschsand vorhanden waren. Natürlich mussten die Feuerbekämpfung und das Anlegen der Gasmasken auch geübt werden. Diese Aufgabe übernahm der jeweils zuständige Luftschutzwart.

Für uns Jugendliche war das immer eine große Gaudi, weil wir dadurch oft vom Schulunterricht befreit waren. Außerdem wurde die allgemeine Verdunkelung

eingeführt. Bei Dunkelheit wurden die Straßenlaternen nicht mehr eingeschaltet, alle Türen und Fenster mussten so abgedunkelt werden, dass kein Lichtschein mehr nach draußen dringen konnte. Selbst Auto- und Motorradscheinwerfer und Fahrradlampen mussten bis auf einen kleinen Schlitz abgeklebt werden. Schwere Strafen wurden angekündigt für Nichteinhaltung dieser Anordnungen. Zur Alarmierung der Bevölkerung wurden auf den Dächern von öffentlichen Gebäuden Sirenen montiert, welche das Herannahen von Feindflugzeugen melden sollten, und gleichzeitig die Aufforderung war, die Straßen zu räumen und die Schutzräume aufzusuchen. Dies musste natürlich, bei Tag und bei Nacht gleichfalls, geübt werden. Im Keller unseres Nachbarhauses, dem Gloria-Kino, wurde ein größerer Schutzraum eingerichtet. Meine Mutter hatte für diesen Raum die Schlüssel, und ihre Aufgabe war es, bei Alarm dessen Türen zu öffnen und nach der Entwarnung wieder zu verschließen.

In unserer Gaststätte wurde natürlich, wie überall, viel diskutiert, und nachdem Polen in ca. vier Wochen erobert war, schwamm man auf einer Welle der Begeisterung. Unsere Soldaten waren die Besten, die Guten und alle anderen böse und schlecht. Einmal geschah Folgendes: Mein Vater hatte die Lautsprecheranlage unseres Radios so manipuliert, dass man das, was im Nebenraum in den Lautsprecher gesprochen wurde, in der Gaststätte im Radio hören konnte. Als wieder einmal ein paar Freunde an der Theke standen und etwas tief in das Glas geschaut hatten, hörten sie im Radio eine Sondermeldung, die beinhaltete, dass sich ein Herr so und so wegen Einberufung sofort auf der nächsten Polizeidienststelle melden sollte. Nachdem man ihn geweckt hatte und er die Wiederholung hörte, machte er sich sofort auf den Weg. Weil man aber auf der Dienststelle der Polizei nichts wusste und seine Bierfahne roch, fragte man ihn, aus welcher Wirtschaft er komme. Als der Name Baumbusch fiel, gab es ein großes Gelächter, und man schickte ihn beruhigt wieder nach Hause. Es war in Neu-Isenburg bekannt, dass mein Vater ein Spaßvogel war. Meine Mutter sah das nicht so gerne, aber mit der Zeit hatte sie sich daran gewöhnt. Er war aber auch ein sehr guter Musiker, hatte eine eigene Kapelle und spielte oft im Nebenraum unserer Gaststätte zum Tanze auf. Im Jahr 1939 bei einem Fastnachtstanz schlich ich mich, anstatt in das Bett zu gehen, hinter die Kapelle und wurde erst sehr spät von meiner Mutter entdeckt. Am nächsten Tag verschlief der ganze Verein und ich erschien erst zur dritten Stunde in der Schule. Meine Ausrede nutzte nichts, unser Lehrer hatte mich am Vorabend gesehen.

Da mein Vater sich gleich am Anfang des Krieges freiwillig zum Militär gemeldet hatte und er mit einer baldigen Einberufung rechnete, mussten wir dazu auch die dementsprechenden Vorbereitungen treffen. Da meine Mutter alleine nicht in der Lage war, unsere Gaststätte zu führen, gaben wir diese auf und zogen von der Frankfurter-Straße in Neu-Isenburg in die Friedhofstraße 56. Dies war das Haus meines Großvaters, der dort ein Grabsteingeschäft hatte. Es stand ziemlich einsam in der Nähe des Neu-Isenburger Friedhofes. Unsere neue Wohnung war im ersten Stock, hatte einen kleinen Vorplatz, auf der rechten Seite das Wohn- sowie das Schlafzimmer meiner Eltern und links mein Zimmer und die Küche. Mein Vater, der auch Steinmetz gelernt hatte, arbeitete jetzt im Geschäft seines Vaters.

Eines Tages hörte ich, wie sich mein Großvater mit meinem Vater über unseren Konkurrenten Herrn Nuß unterhielt. Wie üblich wurde dabei auch ein wenig

geschimpft. Ich bekam dies in die falsche Kehle und war der Meinung, er hätte uns etwas angetan. Dafür wollte ich mich rächen und rief all meine Freunde zusammen. Es wurde beschlossen, ihm ein paar Scheiben der Gitterfenster seiner Werkstatt einzuwerfen. Herr Nuß wohnte damals noch nicht bei seinem Geschäft und so konnte er, unserer Ansicht nach, uns auch nicht sehen. Leider hatten wir nicht bemerkt, dass ein anderer Nachbar in seinem Garten war und die Missetat beobachtete. Das Resultat war, wir mussten uns alle auf der Polizeiwache melden und erhielten eine solide Gardinenpredigt und die Auflage, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Ein Glaser setzte die zerbrochenen Scheiben wieder ein, natürlich auch die, die vorher schon kaputt waren. Insgesamt 32 Stück. Die Abfuhr, die ich darauf von meiner Mutter bekam, war nicht von schlechten Eltern. Ich hatte sie aber auch verdient.

Ca. vierzehn Tage später ereignete sich Folgendes: Bei uns gegenüber hatte ein älteres Ehepaar einen sehr gepflegten Obst- und Gemüsegarten. Als sie wieder einmal in ihren Garten kamen, war alles zerstört. Wer konnte so etwas nur machen? „Das war bestimmt dem Baumbusch seiner“. Zu meinem Glück hatte ich von unserem Fenster aus die beiden Verursacher gesehen. Einen davon kannte ich sehr gut, er ging früher einmal in meine Klasse. Die Tat der beiden hatte folgenden Grund: Weil die Nachkommen den Großeltern bei der für sie beschwerlichen Arbeit nicht halfen, sollten sie auch nichts von der Ernte bekommen. Das erzürnte die jungen Leute so, dass sie ihren Kindern den Auftrag erteilten, den Garten zu verwüsten. Daraus lernte ich, dass man ganz schnell in ein falsches Licht kommen kann.

## 1940

Das Jahr 1940 war das Jahr, in dem ich mich zum Deutschen Jungvolk, einer Unterorganisation der Hitlerjugend, melden musste. Damit begann die Zeit, in der versucht wurde, unsere Freizeit stark politisch zu beeinflussen. Wir mussten uns uniformieren und wurden in Einheiten eingeteilt. Ich wurde in den Jungzug 4 des Fähnleins 31 aufgenommen. Von jetzt an gab es nur noch eins: dem Befehl zu gehorchen. Wir lernten, in kleinen sowie in großen Kolonnen zu marschieren und korrekt zu grüßen. Vor allem aber Gehorsam! Am Ende einer kurzen Grundausbildung gab es eine Pimpfenprobe unter dem Motto: „Pimpfe sind hart, schweigsam und treu; Pimpfe sind Kameraden; des Pimpfen Höchstes ist die Ehre.“ Nur wer diese Probe bestanden hatte, durfte ein HJ (Hitlerjugend) -Fahrtenmesser tragen.

Aufgrund der Resultate wurden einige von uns bestimmt, die Hordenführerprüfung zu machen. Darunter war auch ich. Von da an war ich Hordenführeranwärter und hatte auf meiner Schulterklappe eine silberne Litze. Aber nicht lange, denn auf meiner Karteikarte in unserer Dienststelle stand auf einmal der Vermerk: „Zur Zeit als Führungskraft nicht geeignet.“ Was war passiert? Ein Freund, der in einer anderen Jungschaft war, hatte mich verpiffen. Jede Jungschaft unseres Jungzuges sollte sich einen Namen wählen, wie z.B. Richthofen, Blücher, Schlageter usw. Dieser sollte aber bis zur Einweihung der Jungschaftswimpel geheim bleiben, und ich hatte mit ihm darüber gesprochen. Schon wieder hatte ich etwas gelernt: Traue niemandem.

Durch einen anderen Freund gelang es mir, in den Fanfarenzug unseres Fähnleins zu kommen und somit dem Drill, der Marschiererei und dem Strietzen etwas aus dem Weg zu gehen. Unser Dienstort war normalerweise die Waldschule. Um aber mit den Nachbarn keinen Ärger zu bekommen, uns aber auch der Aufsicht unseres Fähnleinführers etwas zu entziehen, verbrachten wir unsere Dienstzeit, wenn es das Wetter erlaubte, im Wald. Unser Fanfarenzugführer konnte ja gut argumentieren, der Lärm, den wir beim Musizieren erzeugten, wäre den Anwohnern der Waldschule nicht zuzumuten. Sie bräuchten ihre Ruhe unbedingt, weil einige in Rüstungsbetrieben tätig waren.

Einmal gab es trotz allem eine Beschwerde. Wir marschierten in Fähnleinstärke (ca. 250 Pimpfe) sonntagsmorgens mit Fanfarenspiel durch die Stadt. Den Anwohnern war es zu laut, und der Fanfarenzug durfte daraufhin in der Stadt nicht mehr musizieren. Unser Fähnleinführer befahl, dass von jetzt ab nur noch gepfiffen werden sollte, und das hörte sich so furchtbar an, dass die Anwohner der Meinung waren, wir sollten doch lieber wieder blasen und trommeln. Unser Dienst bestand, trotz allem, hauptsächlich aus Üben und nochmals Üben, bis die verschiedensten Marschmusiken einigermaßen richtig klangen.

Der Religionsunterricht war damals von der Schulbehörde ersatzlos gestrichen worden. Nur in ihren Kirchengemeinden durften die Pfarrer, auf freiwilliger Basis, Religionsunterricht halten. Mein Großvater war ein frommer Mensch und außerdem mit dem katholischen Pfarrer auch noch befreundet. Somit war es für meinen Großvater klar, dass ich unter allen Umständen am Unterricht teilnehmen sollte. Mir schmeckte das aber gar nicht. Ich ging mal hin, mal auch nicht. Was jedes Mal einen Telefonanruf einbrachte: „Hermann, er war wieder nicht da!“, und Opa hielt meiner Mutter einen Vortrag.

Einmal war ich wieder auf unserem Spielplatz, der Güterbahn und ich sah meine Mutter kommen. Sofort fiel mir ein, was ich vergessen hatte. Ich lief, so schnell ich konnte, nach Hause, um meine Bücher zu holen, aber auf der Treppe hat sie mich doch noch erwischt. Es gab eine Tracht Prügel, wobei auch ein Zahn dran glauben musste. Das tat meiner Mutter im Nachhinein bestimmt auch leid, aber es war halt geschehen. Beim nächsten Anruf des Pfarrers ergab der Zufall, dass meine Mutter den Hörer abnahm. Kurz und gut, es war der letzte Anruf, und ich brauchte von da an nicht mehr den Religionsunterricht zu besuchen. Was natürlich meinem Großvater gar nicht schmeckte.

Hinter unserem Haus stand ein sehr großer Kirschbaum, und in diesem Jahr versprach die Ernte recht gut zu werden. Einige Kameraden aus dem Fanfarenzug und ich hatten nach einem anstrengenden Dienst Lust auf etwas Süßes, und da war unser Kirschbaum gerade richtig. Mein Großvater und sein Tagelöhner fuhren an diesem Tag mit dem Drückkarren auf den Friedhof, und das bedeutete, dass sie länger dort zu tun hatten. Jetzt aber nichts wie rauf auf den Baum. Mein Großvater machte sich dann so seine Gedanken, was diese Horde veranlasse, dort am Straßenrand herumzulungern. Da fielen ihm seine Kirschen ein. Nichts wie zurück, und er traute seinen Augen nicht: Alle saßen im Baum und ließen sich die Kirschen schmecken. Von Ferne hörten wir den Donner schon grollen. Nichts wie runter und weg, so schnell wie es ging. Schlagen durfte er uns nicht, wir hatten ja noch unsere

Uniform an. Aber trotz allem, wenn wir welche eingefangen hätten, die hätte uns keiner mehr nehmen können. Mit diesem Kirschbaum stand ich auf Kriegsfuß. Die schönsten Kirschen hingen immer außen, wo man sie nicht so leicht erreichen konnte. Damit hatte ich schon einmal meine Erfahrung gemacht.

Ich saß auf einem nicht mehr so kräftigen Ast und konnte die schönen dicken Kirschen noch nicht erreichen. Noch ein bisschen vor und noch ein bisschen, und dann krachte der Ast. Es waren so ca. fünf Meter, bis ich mit dem Rücken neben einem eisernen, in der Erde eingelassenen Wasserpass aufschlug. Die Luft blieb mir eine Zeitlang weg, und Friedhofsgänger, die das zufällig gesehen hatten, schütteten mir einen Eimer Wasser über den Kopf, und so langsam kam ich wieder zu mir. Man trug mich ins Haus, und der herbeigerufene Arzt stellte keine sonstigen Schäden fest. Bis auf das folgende Donnerwetter war alles in Ordnung. Glück gehabt.

Der erste Fliegeralarm, den wir hatten, war in der Nacht vom 23. zum 24. Mai 1940. In einer Rede hatte der damalige Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe Hermann Göring einmal gesagt: „Sollte auch nur ein Feindflugzeug die Reichsgrenze überfliegen, so will ich Meier heißen“. Von nun an wurde öfters, natürlich hinter vorgehaltener Hand, vom „Dicken Meier“ gesprochen.

Am 10. Mai 1940 marschierten deutsche Truppen in Frankreich ein, und schon am 22. Juni wurde der Waffenstillstand von Compiègne unterzeichnet. Am 18. Juni des gleichen Jahres fiel auch die erste Bombe auf Neu-Isenburg. Ein sogenannter Notabwurf, der aber zwei Familienmitgliedern der Familie Heß, die in unserer Straße (Friedhofstraße) wohnten, das Leben kostete.

Es war wieder einmal Herbst und wir wollten, wie jedes Jahr, Laternen bauen. Im Krämerladen konnte uns die Inhaberin keine Dickwurz mehr abgeben, angeblich wegen Bewirtschaftung. Nun war guter Rat teuer, aber wir kamen da auf eine Idee und setzten diese auch gleich in die Tat um. Wir schlichen uns durch den „Kopp seu Kaut“ (Sandgrube der Firma Kopp), um auf das Grundstück der Gärtnerei Haas zu kommen. Dort wuchsen schöne runde Kürbisse, und die konnte man ja auch sehr gut für Laternen verwenden. Jeder von uns klemmte sich einen unter den Arm, und so wurde der Rückzug angetreten. Wir wurden aber von einem dort beschäftigten französischen Kriegsgefangenen entdeckt. Nur unseren besseren Ortskenntnis haben wir es zu verdanken, dass wir ungeschoren davon kamen. Zwei Kürbisse hatten wir gerettet.

Auf dem Dachboden des BDM (Bund Deutscher Mädels) -Heimes hatten wir ein Versteck, und dort machten wir aus einem Kürbis eine Fratze. Ich brachte von zu Hause eine Kerze mit, und schon konnte es bei Dunkelheit losgehen. Als erstes Opfer hatten wir uns ein Mädel aus unserer Nachbarschaft ausgesucht. Wir schlichen uns in den Hausgang und klingelten. Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als es schon Hiebe setzte. Die zwei Brüder des Mädchens hatten uns schon vorher bemerkt. Zum Glück konnten wir unsere Laterne retten. Der Abend war gelaufen, und unsere Lust auf weitere Streiche war uns vergangen.

Durch die Friedhofstraße, die damals noch eine Allee war, ging ich mit der Laterne unter dem Arm nach Hause. Von Ferne sah ich einen Radfahrer kommen und dachte

für mich, das könnte klappen. Stellte mich hinter den Stamm einer Kastanie, und mit „Hui“ versuchte ich den Radfahrer zu erschrecken. Der sprang vom Rad und wollte mir an den Kragen. Mir fiel meine Laterne aus den Händen, und ich musste um mein Leben laufen. Als ich schnaufend und erschöpft nach Hause kam, wollte meine Mutter natürlich wissen, was los sei. Ich erzählte ihr die Geschichte, und sie wusste sofort, dass die in dem Kürbis verwendete Kerze unsere Winterhilfskerze war. Ich musste sie, trotz zitternder Knie holen, denn wir brauchten sie unbedingt, wenn wieder einmal der Strom ausfallen sollte.

Mein Vater fotografierte sehr gerne und machte auch recht gute Bilder. Einem SA (Sturm-abteilung) Kameraden war sein fünfjähriger Sohn verstorben, und er bat meinen Vater, von dem kleinen Sarg in der Leichenhalle des Friedhofes ein Bild zu machen. Ich wollte unbedingt mit und mir den kleinen Jungen anschauen. Meine Mutter sagte: „Nein.“ Doch mein Vater war da anderer Meinung und nahm mich mit. Ich hätte es doch lieber nicht machen sollen. Nächtelang konnte ich nicht schlafen, und es dauerte ziemlich lange, bis ich den Anblick dieses kleinen Jungen verkräftet hatte.

Im Dezember 1940 wurde mein Vater zum 2. Infanterie-Ersatz-Bataillon 163 nach Eschwege eingezogen.

## 1941

Im Mai 1941 fielen wieder Fliegerbomben auf den westlichen Teil unserer Stadt. Bei einem Angriff, der eigentlich Griesheim galt, wurden mehrere Häuser in Neu-Isenburg zerstört. Wir von der Hitlerjugend waren zum ersten Mal im Einsatz, um die Trümmer von den Straßen zu räumen. Zu dieser Zeit nahmen wir uns noch viel Zeit, um den Schutzraum im Keller aufzusuchen. Wir sprangen erst aus dem Bett, wenn das Mündungsfeuer der Flak im Spiegel aufleuchtete. Ich kam genau bis an das Fenster, und dann krachte es. Das sollte sich schon recht bald ändern.

Mit der Zeit machte sich aber auch der Krieg in unserer Schule bemerkbar. Luftschutzwarte schulten uns für den Ausbau von Luftschutzräumen in Wohnhäusern und in der Brandbekämpfung. In unserer sowieso schon knappen Freizeit (bei nächtlichem Fliegeralarm späterer Schulbeginn, HJ-Dienst usw.) mussten wir Altmaterial sammeln. Hauptsächlich Alteisen, Lumpen, Knochen und Papier. Für ganz Fleißige gab es vor allen angetretenen Schülern unserer Schule Belobigungen und Buchgeschenke. Es kam schon mal vor, dass das gebrachte Altmaterial vorher von der Sammelstelle geklaut wurde. Man durfte sich halt nicht erwischen lassen, wenn ja, hagelte es Schläge mit dem Rohrstock, und was noch schlimmer war, Strafarbeit. Mehrere Stunden im Keller der Schule Knoten aus Papierkordel lösen.

Bald merkte man aber auch, dass der Krieg von den Lehrern immer mehr Opfer forderte. Einer nach dem anderen wurde zum Militär eingezogen, und wir waren sehr froh, als es auch unseren Lehrer W. erwischte. Er war aus heutiger Sicht kein guter Lehrer und hatte es geschafft, in nur zwei Jahren aus uns die schlimmste Klasse unserer Schule zu machen. Als Ersatz wurden Lehrer, die schon in Pension waren, dienstverpflichtet. Selbst Kriegsversehrte aus dem 1. Weltkrieg mussten wieder

Schulunterricht erteilen, und ausgerechnet bei uns, der berühmt berüchtigten Klasse, musste ein solcher seinen Dienst antreten. Herr Lehrer K. war so schwer geschädigt, dass er nicht mehr an der Tafel schreiben und auch kaum noch gehen konnte.

Ihm gelang es trotzdem innerhalb von nur einem Jahr, aus uns 52 Rüpeln eine Schulklasse zu formen, die zu den besten der Waldschule gehörte. Dies wurde von allen als ein Wunder angesehen, und das alles ohne Rohrstock, nur mit, man kann schon sagen, „Geduld und Liebe“. Wir selber waren ihm dafür sehr dankbar und behandelten ihn wie ein rohes Ei. Morgens nahmen wir ihn in Empfang und halfen ihm beim Absteigen von seinem Fahrrad, und nach Schulschluss schubsten wir ihn an, bis er in Fahrt war. Ja selbst im Winter bei Schnee wurde er mit dem Schlitten von seinem Hause abgeholt und wieder zurück gebracht. Dies wurde immer von drei sich abwechselnden Schülern übernommen. Eines Morgens saß er an seinem Pult, und so langsam fing die ganze Klasse an zu kichern. Er hatte nicht bemerkt, dass er einen schwarzen und einen braunen Schuh anhatte. Einer holte den passenden Schuh, und die Sache war erledigt. Zu meiner Mutter sagte er einmal: „Dumm ist er nicht, aber faul.“ Damit änderte sich meine ach so knappe Freizeit ganz gewaltig. Trotz allem, für mich selbst war er der beste und netteste Lehrer, den ich in meiner Schulzeit hatte.

Im Laufe der Zeit wurden die Kellerräume unserer Schule für uns als Luftschutzräume, als Ausbildungszentrum des Luftschutzes und des DRK sowie Lagerräume für kriegswichtige Sachen umgebaut. Dies bedingte natürlich auch, dass mindestens jede Woche einmal eine Übung stattfand. Nach einem genau ausgeklügelten System erreichten die einzelnen Klassen schnell und sicher die für sie vorgesehenen Schutzräume. Nicht auszudenken, wenn 700-800 Schüler auf einmal in die Treppenhäuser stürzen würden. Zum Glück geschah nichts Besonderes bis zu jener Nacht, als unsere Schule durch zwei Volltreffer völlig zerstört wurde.

Als mein Vater sich nach seinem letzten Urlaub von uns verabschiedete, gab er meiner Mutter seinen goldenen Ring mit dem großen Amethyststein mit den Worten: „Wenn Arno einmal groß ist, gibst du ihm diesen Ring als Andenken an seinen Vater.“ Ob er gespürt hat, dass er aus diesem schrecklichen Krieg nicht mehrheim kommen würde? Von meiner Mutter erhielt ich diesen Ring, als ich das erste Mal tanzen ging. Es war ein schöner Ring, ich habe mich sehr darüber gefreut und war stolz, ihn tragen zu dürfen. Vielleicht ein Jahr später wollte ich mir die Hände waschen, habe den Ring ausgezogen und auf den Küchentisch gelegt. Meine Mutter, die sehr schlecht sehen konnte, hat am Fenster das Tischtuch ausgeschlagen, und der Ring ist vermutlich im hohen Bogen auf die Wiese vor unserem Haus geflogen. Ich habe alles abgesucht, aber er war wie vom Erdboden verschluckt. Er müsste heute noch irgendwo in der Erde liegen, wenn ihn nicht mittlerweile ein anderer sein Eigen nennt. Für mich und meine Mutter, die sehr geweint hat, war das ein großer Verlust.

## 1942

Der Winter 1941-42 war bestimmt einer der längsten und kältesten, die es bei uns in diesem Jahrhundert gegeben hat. Der Schnee lag über einen Meter hoch und türmte sich rechts und links an den Straßen zu richtigen Schneebergen auf. Alle Pimpfe des

deutschen Jungvolkes wurden beim Schneeräumen eingesetzt. Die Straßen mussten frei werden, um den Nachschub für unsere Soldaten zu sichern.

Zum Schlittenfahren selbst gab es in Neu-Isenburg kaum Gelegenheit, nur die Sandgrube der Firma Kopp bot sich an. Sie war sehr tief, und an ihren Hängen konnte man ganz gut rodeln, was auch von den Kindern der Umgebung reichlich genutzt wurde. Einmal fanden wir, meine Freunde und ich, auf dem Heimweg zwei kleine Kinder, ca. 4-6 Jahre alt, die sich eine Schneekuhle gebaut hatten und bei 10° Minus darin eingeschlafen waren. Wir versuchten durch Massage mit Schnee sie warm zu reiben, um wenigstens die Adresse ihrer Wohnung zu erfahren. Was wir dort aber antrafen war eine kleine Katastrophe. Der Vater war als Soldat im Krieg und die Mutter hatte sich schon tagelang nicht mehr um ihre sechs Kinder, zwischen einem und acht Jahre, gekümmert. Die Wohnung war total verwahrlost und es stank fürchterlich. Als die Mutter am anderen Tag immer noch nicht aufgetaucht war, sahen wir uns veranlasst, auf der Bürgermeisterei Meldung zu machen. Wir kümmerten uns noch eine Zeitlang um die Kinder, und als Belohnung bekam jeder, von der Mutter, fünf Pfennig. Später haben wir noch erfahren, dass die Familie von da an unter Aufsicht der NSV stand.

Meine Mutter wurde dienstverpflichtet und musste wegen ihrer großen Erfahrung die Küche im „Frankfurter Haus“, einer Gaststätte an der Straßenbahn, übernehmen. Dadurch war ich natürlich auch oft dort und durfte den Schäferhund der Familie Kühnlein ausführen. Ich lernte auch einen dort beschäftigten russischen Zivilarbeiter kennen. Sein Alter schätzte ich auf ca. 16 Jahre. Er hatte sein eigenes Zimmer und am Sonntagnachmittag durfte er mit mir ausgehen. Am Anfang waren wir uns fremd, gewöhnten uns aber schnell aneinander. Er war ein netter, freundlicher Typ. Wenn ich meine HJ-Uniform anhatte, leuchteten seine Augen und war ganz stolz, wenn er dann mit mir gehen durfte. Später wurde der Familie Kühnlein noch eine ältere russische Zivilarbeiterin zugewiesen. Von dieser Zeit an veränderte sich das Wesen des jungen Russen, und eines Tages war er verschwunden. Er wurde im Frankfurter Hauptbahnhof mit einem Sack auf dem Rücken verhaftet und in die berühmte Hammelsgasse eingeliefert, wo er einige Tage verbringen musste. Eines Tages sollte ich mit Herrn Kühnlein nach Frankfurt fahren, um den Russen wieder abzuholen und nach Hause zu bringen. Ich hatte natürlich Angst, er würde mir entweichen, und es war mir bei dieser Sache nicht ganz geheuer. Es war sehr schlimm, man übergab uns einen kahl geschorenen gebrochenen Menschen. Er stellte sich in die Ecke der Straßenbahn und getraute sich nicht, mich anzublicken. Was aus ihm später wurde, kann ich nicht mehr sagen, wir verloren uns durch Kriegseinwirkungen aus den Augen.

Alle freuten wir uns, als dieser schlimme Winter vorbei war, und die Sonne wieder so langsam die Oberhand gewann. Nur bei uns dauerte diese Freude nicht sehr lange. Als ich am 22. Mai wieder einmal vom Üben im Fanfarenzug pfeifend nach Hause kam, sah ich, dass meine Mutter weinte. Durch einen nicht eindeutigen Telefonanruf war sie der Meinung, dass mein Vater, ihr Ehemann, in Russland gefallen sei. Leider wurde dies kurz darauf durch einen weiteren Anruf und ein Telegramm bestätigt. Mein Vater war, wie es damals hieß, für „Führer, Volk und Vaterland“ auf dem Felde der Ehre im Kampf gegen Partisanen gefallen. Für uns war das ein schwerer Schlag, und es dauerte sehr lange, bis wir ihn einigermaßen überwunden hatten. Aber wie es

so im Leben ist, die Jugend setzt sich leichter über solche Ereignisse hinweg. Die Zeit ging weiter, und es passierte damals fast jeden Tag etwas anderes. Es gab jetzt öfters des Nachts Fliegeralarm, denn es gelang immer mehr feindlichen Bomberverbänden in den deutschen Luftraum einzudringen. So langsam wurde uns doch mulmig und Angst kam auch zum Vorschein. Nur man durfte es nach außen hin nicht zeigen. Eines hatte sich auch bei mir geändert: Seit dem Tod meines Vaters schlief ich im Zimmer meiner Mutter.

Im Eichenbühl, östlich Neu-Isenburgs, hatten mehrere Flakbatterien Stellung bezogen, um Frankfurt zu beschützen. Dazu kamen noch einige Scheinwerfer- und Horchgerätstellungen im Umfeld unserer Stadt. Damit die Zusammenarbeit dieser Einheiten auch funktionierte, musste des Öfteren bei Tag und auch bei Nacht geübt werden. Nachts war das natürlich faszinierend. Ca. 10-12 lange, leuchtstarke Scheinwerferarme durchfurchten, geleitet von den Horchgeräten, den Himmel, bis es ihnen gelang, ein Gerät, gezogen von einem kleineren Flugzeug, mit ihren Lichtstrahlen einzufangen. Jetzt konnte die Flak in Aktion treten und versuchen, dieses Übungsgerät zu treffen. Am Tag war das nur halb so interessant, weil das Spiel der Scheinwerfer fehlte. Wir mussten mit diesen Übungen leben und gewöhnten uns schon recht bald daran. Nach solchen Übungen, natürlich auch nach Angriffen, wurden morgens auf dem Schulweg die Straßen nach Granatsplittern abgesucht. Sie waren heiß begehrt und wurden hoch gehandelt bis zum Auftauchen der ersten Bombensplitter.

Im Herbst 1942 wurde in der Schule gemunkelt, dass in Niederrad ein feindlicher Bomber abgestürzt sei. Das mussten wir sehen. Einige Klassenkameraden beschlossen, den nachmittäglichen Sportunterricht zu schwänzen - mit der Ausrede, wir müssten in einer Firma Altmaterial sortieren. Das war kriegswichtig und duldeten keinen Widerspruch. Eh wir uns auf den Weg machten, organisierten wir erst Marschverpflegung. Zu dieser Zeit gab es noch Bluns (Blutwurst ohne Grieben) ohne Lebensmittelmarken. Wir legten alles Geld zusammen, und es reichte für ca. 800 Gramm. Jeder durfte einmal beißen und dann ging es los. Wir marschierten die Niederräder Landstraße entlang bis zur Rennbahn. Dort erfuhren wir, dass der Bomber in den Schrebergärten der Goldsteinsiedlung niedergegangen sei. Jetzt waren wir schon mal hier und wollten die Maschine erst recht sehen. Nach einer Stärkung ging es weiter, und so erreichten wir um ca. 3 Uhr unser Ziel. Es war, wie vorauszusehen, alles abgesperrt und durch Wachposten der Flieger gesichert.

Guter Rat war da teuer und zurückkommen ohne Beweis wollten wir auch nicht. Kurz und gut, an einer unübersichtlichen Stelle unterhielten sich zwei von uns mit einem Wachposten, lenkten ihn ab und der Rest stibitzte einige Kleinteile. Ich hatte ein Stück Aluminiumblech und ein ca. 25 cm langes biegsames Leitungsstück erwischt. Unverzüglich traten wir den Rückzug an, aßen den Rest unserer Bluns und machten uns wieder auf den Heimweg. Es dauerte nicht lange und der Erste fing an zu jammern. Er hatte sich eine dicke Blase gelaufen. Wir besprachen die Sache, und einer machte den Vorschlag, bei seiner Tante in Niederrad Geld für die Straßenbahn zu erbetteln. Zu dritt wollten sie es versuchen. Mir war das zu unsicher, vielleicht war die Tante nicht zu Hause oder sie rückte kein Geld raus. So machte ich mich mit dem Rest der Mannschaft auf die Socken, denn auf meine Füße konnte ich mich verlassen. Im Wald zwischen Niederrad und Neu-Isenburg wurde es schon langsam

dunkel. Als wir die Straßenbahnhaltestelle der Waldbahn erreichten, wussten wir, jetzt haben wir es geschafft. Wir trauten unseren Augen nicht, aus einer gerade ankommenden Straßenbahn stiegen unsere drei Freunde aus. Am anderen Tag zeigten wir in der Schule natürlich stolz die bei dem ca. 20 km langen Gewaltmarsch erbeuteten Teile eines feindlichen Bombers.

Wie ich schon oben erwähnte, war ich im Fanfarenzug des Fähnleins 31. Wenn ein Musikstück nicht so klappte, wie es gewünscht war, hieß es wie üblich: Üben und nochmals üben. Da ich ja meine Fanfare mit nach Hause nehmen durfte, hatte ich Gelegenheit, daheim zu üben. Wir waren ja eine musikalische Familie, mein Vater hatte vor dem Krieg eine Tanzkapelle, und mein Onkel war Kapellmeister bei der besten Kapelle der Luftwaffe, der damals sehr bekannten Hermann-Göring-Kapelle in Berlin. Also frisch ans Werk, das Fenster auf und geblasen was das Zeug hergab. Leider hatte ich die Rechnung ohne meinen Großvater gemacht. Er war Musikliebhaber und verstand viel von Musik, aber mit meinem Instrument konnte er sich nicht anfreunden. Er fragte mich nach einem längeren Gespräch, ob wir keine anderen Instrumente in unserem Verein hätten. Er war auf die Nationalsozialisten nicht so gut zu sprechen. Ich versprach ihm, mich nach einem anderen Instrument umzusehen. Nach dem nächsten Dienst brachte ich eine große Landsknechtstrommel mit nach Hause. Diese verschlug ihm die Sprache und er äußerte sich nie mehr zu diesem Thema. Zum Schluss konnte ich so gut trommeln, dass man mir die Fähnleintrommel anvertraute. Das war schon klasse: bei einem Propagandamarsch in Offenbach, in Sechserreihe und dann ganz alleine vorneweg.

## 1943

Kurz danach musste ich die Trommel abgeben. Es begann ein neuer Abschnitt in meinem Leben, es wurde langsam ernst. Verdeckt mit dem Namen „Kinder-Land-Verschickung“ begann die sogenannte vormilitärische Ausbildung. Alles, was wir bei dem deutschen Jungvolk noch nicht gelernt hatten, sollte uns in einem halben Jahr in einem Lager in Thüringen beigebracht werden. Es bestand dort Uniformzwang mit Flaggenhissung, Zapfenstreich und all dem anderen Drum und Dran. Als politischer Ausbilder und Lagerleiter wurden uns Lehrer Speckard aus Neu-Isenburg vor die Nase gesetzt, ein fremder Fähnleinführer als Lagermannschaftsführer und je zwei Monate ein Unteroffizier der Infanterie, der Marine und der Luftwaffe. Alle drei Schwerkriegsbeschädigte waren unsere Ausbilder.

Das Theater fing schon in Weimar an. Wir mussten dort in einer Jugendherberge übernachten. Trotz Verbot spielten wir in der Bahnhofshalle Fußball. Das kostete einige von uns den Knoten des Halstuches. Ein sichtbares Zeichen nach außen: Der hat was ausgefressen. In der Jugendherberge kam für den Verrat nachts der „Heilige Geist“ mit Schuhwixe und Schulterriemen. Er war so überzeugend, dass sich keiner mehr getraute etwas zu verraten. Am nächsten Tag fuhren wir weiter mit der Eisenbahn nach Zeulenroda zum Zuschloss Schwarzbach, einem ehemaligen Ausflugsrestaurant. Alle 32 Jungen schliefen im früheren Speisesaal in zweistöckigen Betten mit Strohsack, einem Kissen und zwei Koltern. Jeder hatte einen Spind für seine Utensilien. Der Lehr- sowie der Speiseraum waren im früheren Restaurant, mit ihm war die Küche im Keller verbunden durch einen Aufzug. Der

Lagermannschaftsführer und der jeweilige Ausbilder schliefen im ersten Stock des Hauses. Die Eigentümer und der Lagerleiter wohnten in einem Nachbarhaus, in dem auch unser Krankenrevier untergebracht war. In der Küche waren tagsüber noch zwei RAD-Mädchen beschäftigt.

Der Tagesablauf war genau geplant. 7 Uhr wecken - waschen - Bettenbau. Flagenhissung in Uniform, dabei wurden wie auch abends das Deutschland- und das Horst-Wessel-Lied gesungen. 8.30 Uhr Frühstück wieder in Zivil. Von 9-13 Uhr Schulunterricht, unterbrochen von drei Pausen je 15 Minuten. 13 Uhr Essen, anschließend bis 15 Uhr Ruhepause. Von 15 - 18 Uhr politischer Unterricht und Schulung. 18 - 19 Uhr Putz und Flickstunde sowie Freizeit. 19 Uhr Nachtessen. 20 Uhr Flaggeneinholung wieder in Uniform und 21 Uhr Bettruhe. Ein Kamerad blies auf der Trompete den Zapfenstreich, und das hieß, ins Bett und absolute Ruhe.

Dieses Programm lief jeden Tag ab, nur Sonntagmittag war frei und das 6 Monate lang. Manchen fiel es schwer, sich an diese Ordnung zu halten. Es kam halt auch auf das Elternhaus an. Ordnung, Sauberkeit und Pünktlichkeit waren die wichtigsten Voraussetzungen von so einem Lagerleben. Für Vergehen gegen diese Vorschriften wurde nicht der einzelne bestraft, sondern immer die Gemeinschaft, mit dem Ziel der Selbsterziehung. Z.B. einer fiel beim morgendlichen Appell öfters auf. Nicht richtig gewaschen. Der ganze Verein wurde mit Strafdienst belegt. Wir haben gefragt, wie wir das ändern können? Einmal richtig mit der Wurzelbürste schrubben und der wäscht sich freiwillig, und so war es auch. Vier Mann hielten ihn fest, und einer bediente die Wurzelbürste, und er verursachte nie mehr einen Strafdienst.

Es lag natürlich auch viel an den Ausbildern. Ein Unteroffizier der Infanterie war ein übler Typ, und er schikanierte uns, wo er konnte. Vielleicht lag es an seiner Verwundung, oder er hatte zu Hause Ärger, seinen Frust ließ er aber immer nur an seinen Untergebenen aus. Er ließ uns z.B. auf einer mit Kuhfladen übersäten Weide marschieren. Wir machten natürlich immer einen Bogen um die Hinterlassenschaft der Kühe. „Kehrt Schwenk Marsch“, und das ging so lang, bis wir gerade und durch die Fladen marschierten. „Ihr seht aus wie Schweine, wegtreten und in fünf Minuten im Trainingsanzug wieder antreten.“ Als wir wieder standen, fiel das Wort „Spindapell“, und er fand immer ein paar Spinde, die nicht aufgeräumt waren. Er machte die Türen auf und kippte sie ganz einfach nach vorne um. Das Schlechte an der Sache war, wir hatten Doppelspinde, und wenn einer nicht aufgeräumt war, wurde der Nachbar automatisch auch Opfer der Unordnung. Das gab natürlich Ärger, und das war gewollt. Wir sollten uns gegenseitig erziehen.

Beim Bettenbau ging es nicht viel besser zu. Der Strohsack musste jeden Tag aufgeschüttelt werden, wehe es war in der Mitte eine Kuhle. Der Ausbilder nahm den Strohsack mitsamt dem Kissen, dem Bettuch und den Koltern und warf es ganz einfach zum Fenster raus. In zehn Minuten musste alles wieder ordentlich gemacht sein. Das hört sich böse an, aber in acht Tagen hatten wir kapiert, und es passierte nur noch ganz selten. Mein Bett landete auch einmal auf der Wiese vorm Haus, aber nur einmal. Eines Tages wurde der Unteroffizier ungewollt dafür bestraft. Wir hatten sonntagnachmittags frei und stöberten im Wald an einer Böschung herum, weil wir dort ein Wespennest entdeckt hatten. „Achtung, der Unteroffizier kommt“, Wir

flüchteten und er wurde das Opfer. Er hatte so viele Stiche abbekommen, dass er ins Krankenhaus musste, und wir waren ihn, wie schon oben erwähnt, ungewollt los.

Küchendienst gab es natürlich auch. Jeden Tag zwei andere mussten unseren RAD-(Reichsarbeitsdienst) Mädchen helfen. Auftragen, abräumen und spülen. Dafür halfen sie uns heimlich bei der Flick- und Putzstunde. Strümpfe stopfen, welch ein Graus, sie wurden immer kleiner, das kam vom Zusammenziehen. Einmal mussten wir an unsere Uniform einen Ärmelstreifen mit der Aufschrift „Mitte Thüringen“ annähen. Aber nicht normal, sondern mit Kreuzstich, kurz gesagt, es wurde eine mittlere Katastrophe. Einige versuchten es mit aufkleben, das ging erst recht nicht. Es gab wieder einmal großen Ärger. Trotz allem, wir haben uns recht schnell an das Lagerleben gewöhnt. Nur manchmal abends, wenn wir im Bett lagen und unser Kamerad Eder, das war der, den wir mit der Wurzelbürste gewaschen hatten, leise sang: „Heimat deine Sterne“, wurden wir etwas traurig. Viel schlimmer war es aber, wenn wir im Radio hörten: „Feindliche Terrorbomber griffen wieder einmal das Rhein-Main-Gebiet an.“ Dann wurde sehnlich der Postbote erwartet, um zu erfahren, was zu Hause passiert war.

Die Verpflegung war am Anfang bestens. Es gab sogar Schokolade und reichlich Obst. An die Thüringer Art, Essen herzurichten, wie z.B. Suppe mit Rosinen oder mit Zwieback sowie süßen Salat, mussten wir uns erst gewöhnen. Wenn wir bei den Bauern Ernteeinsatz hatten, kauten wir manchmal mit spitzen Zähnen. Sonderzuteilungen mussten von uns auf der Verpflegungsstelle in Zeulenroda abgeholt werden. Da machten sich dann zwei von uns und ein RAD-Mädchen mit einem Leiterwagen auf den Weg. Ich wurde auch einmal dazu eingeteilt. Wir zogen los, bergab setzten wir uns in den Wagen, und ich lenkte mit den Füßen die Deichsel. Das Mädchen saß in der Mitte und hinten der Schieber oder je nachdem auch Bremser. Kurz vor Zeulenroda machte die Straße eine scharfe Kurve nach rechts. Wir kamen um die Ecke geschossen, und da stand links ein Postauto, welches gerade von einem Fuhrwerk überholt wurde. Wohin? Wir kamen ins Schleudern, und unsere Karre landete im Graben. Wir hatten nur ein paar Schrammen abbekommen, aber die Deichsel von unserem Leiterwagen war zerbrochen. Das gab natürlich wieder einmal Ärger und brachte uns zwei Tage Strafdienst.

In den letzten zwei Monaten war die Verpflegung nicht mehr so besonders. Am Küchenaufzug roch es öfters nach Kohlrabis, und das war gar nicht nach unserem Geschmack, zumal sie auch oft noch holzig waren. Jetzt gingen wir auch öfters in den Wald, um Preisel- oder Heidelbeeren zu pflücken. Im Schwarzbach fingen wir Krebse, das war aber sehr mühsam. Später haben wir auch erfahren, warum das Essen nicht mehr so reichlich und gut war. Die Besitzerin, die auch für uns kochte, soll Lebensmittel unterschlagen haben. Dies soll ihr, nach Aussage unseres Lehrers, 1 ½ Jahre Gefängnis eingebracht haben.

Über unseren Dienst gibt es Folgendes zu berichten. Eine der ersten Übungen waren Orientierungsmärsche bei Tag und Nacht, mit Karten und Kompass. Nach einigen Tagen wurde das ohne Hilfsmittel versucht. Drei bis vier Mann bekamen auf der Karte ein Ziel gezeigt, mussten sich Notizen machen, wie z.B. 200 Meter geradeaus, am Bachlauf links bis zum Waldrand usw. In einer angegebenen Zeit musste das Ziel erreicht sein. Am Tag ging das ja ganz gut, aber nachts war das so eine Sache. Der

Polarstern stand im Norden, und das Moos an den Bäumen war im Westen. Es gab noch einige Hilfsmittel, die ich aber heute nicht mehr alle aufzählen kann.

Bei einer Übung mussten wir Vorlagen für Schießübungen berechnen. Wir hatten ein kleines Schiff, ca. 80 cm lang, bei dem verschiedene Geschwindigkeiten eingestellt werden konnten. Wenn man jetzt vom Ufer aus mit einem Presslufttorpedo das Schiff treffen wollte, musste man in Vorlage gehen. Das heißt, es wurde dahin geschossen wo noch gar nichts war. Zu berechnen waren Entfernung und Geschwindigkeit des Schiffes und die Laufzeit des Torpedos. Wurde das Schiff getroffen, zerfiel es in mehrere Teile. Diese setzte man wieder zusammen, und das Spiel konnte von vorne losgehen. Daraus ist zu sehen, dass man mit spielerischen Mitteln auch eine Übung mit militärischem Hintergrund machen kann.

Nicht allzu weit von uns gab es noch ein Lager mit Offenbacher Jugendlichen, die Pfefferleide. Mit ihnen haben wir öfters Geländeübungen und -spiele bei Tag und bei Nacht gemacht. Es ging natürlich immer gegeneinander. Die hatten am rechten Ärmel der Uniform blaue und wir rote Wollfäden. Beide Gruppen mussten sich ein Basislager bauen und es möglichst lange verteidigen. Da keiner wusste, wo das Lager des anderen war, musste es erst mit Spähtrupps gesucht werden. Traf man aufeinander, gab es Raufereien, und wer dabei seinen Wollfaden verlor, musste ausscheiden. Die Gruppe, die am Ende noch die meisten Fäden an ihrer Uniform hatte, war Sieger.

Wir haben aber auch zusammen bunte Abende mit Theater und Gesang veranstaltet. Einmal wurden wir mit der Pfefferleide zusammen zu einem Jungstammtreffen eingeladen. Dazu muss man wissen, unser Lager war in einer sehr ländlichen Umgebung. Die Uniformen der Einheimischen waren in der Farbe nicht gleichmäßig und auch manchmal nicht vollständig. Auf Disziplin und Ordnung wurde auch nicht so genau gesehen. Unsere Lagermannschaftsführer nahmen uns ins Gebet, denn sie wollten mit uns Eindruck schinden. An einem Sonntagmorgen marschierten wir zum Rathausplatz nach Zeulenroda. Vier Fähnleins, ca. 1000 Pimpfe, standen im Karree und wir legten einen Paradeschritt hin, der sich sehen lassen konnte. „Abteilung halt, links um, zur Meldung an den Jungstammführer die Augen rechts.“ Es klappte alles wie am Schnürchen und denen fielen bald die Augen aus dem Kopf. Da kam Freude auf, und all die Schikanen waren vergessen. Unser Lagermannschaftsführer, wie schon erwähnt ein Fähnleinführer der HJ, war im Allgemeinen ein prima Kerl. Er hatte zwar auch seine Vorschriften, versuchte aber daraus für sich, aber auch für uns das Beste zu machen.

Über unserer Unterkunft am Berghang gab es eine Wochenendhaussiedlung von Bürgern aus der Umgebung. Dort hatte er bei einer Übung mit uns ein Mädels kennen gelernt, das manchmal alleine in dem Häuschen war. Von diesem Zeitpunkt an hatten wir des Öfteren am Berghang Geländekunde. Unser Trupp marschierte zu dem Grundstück, und er entließ uns mit dem Befehl, in zwei Stunden wieder geschlossen vor dem Tore zu stehen. Wir vertrieben uns die Zeit mit allerlei Dingen, das war allemal besser als richtiger Dienst, und es wurde immer ein gemütlicher Nachmittag.

Zu Besuch kamen manchmal auch Mütter von Kameraden. Das war dann so eine Sache, sie passten nicht in den Plan der Lagerleitung und diese war froh, wenn sie bald wieder verschwanden. Meine Mutter war auch einmal da! Wir hatten einige Zeit vorher die Tropfsteinhöhle in Syrau besichtigt, und die wollte ich ihr auch zeigen. Wir stiegen in Zeulenroda in den Zug, in Plauen mussten wir umsteigen, und nach zwei Stationen hätte Syrau kommen müssen. Pustekuchen, die dritte war es nicht und auch die vierte und fünfte nicht. Aussteigen! Zu allem Unglück ging aber auch vor dem späten Nachmittag kein Zug zurück. Wir waren in Syrau in die falsche Richtung gefahren. Ich habe meiner Mutter alles von Syrau erzählt, mit der Bitte, mich nicht zu verraten. Denn ich hätte mich bis auf die Knochen blamiert, wenn rausgekommen wäre, dass ich unser Ziel nicht gefunden hatte. Unser Lagerleiter hat meine Mutter am Abend gefragt, wie ihr die Tropfsteinhöhle gefallen hat und sie meinte ganz trocken, so etwas hätte sie noch nie gesehen. Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Unsere Lagerzeit ging so langsam dem Ende zu, und es war schon manchmal ziemlich kühl. Uns schlotterten öfters mal die Glieder in unserer dünnen Sommeruniform, eh wir die Erlaubnis erhielten, uns unsere Winteruniform schicken zu lassen. Wir alle waren sehr froh, als sie nach einigen Tagen eintraf, und sie wurde auch sofort ohne die erforderliche Erlaubnis angezogen. Da passierte mir ein großes Missgeschick, am See rutschte ich aus und fiel ins Wasser. Bis auf die Haut nass. Unsere RAD-Mädchen hatten großes Mitleid mit mir. Meine Klamotten waren ja am anderen Tag schon wieder ziemlich trocken, aber meine Schnürschuhe brauchten einige Tage länger. Ich musste wieder in der Sommeruniform Dienst machen, und meine Kameraden hatten einen Grund mich zu hänseln. Sie hatten ihre schwarzen Uniformen mit langen Hosen an, und ich im Braunhemd und kurzer Hose, was ja auch ziemlich blöd aussah. Auch das ging vorüber, und nach einem halben Jahr sahen wir unsere Heimat wieder. Die Freude war groß. Es hatte sich, wie wir schnell feststellen konnten, so manches verändert, und Fliegerangriffe, die wir in Thüringen nur von Übungen kannten, gab es jetzt bei Tag und Nacht.

Zu Hause hatte man schon auf uns gewartet. Kurz nachdem wir wieder da waren, wurde von unserem Fähnleinführer die Leistungswoche angesetzt. Im Vordergrund standen dabei sportliche Leistungen. Im Gegensatz zu dem HJ-Sportabzeichen, bei dem die Sportarten festgelegt sind, konnten bei dem Leistungsabzeichen fünf verschiedene Sportarten ausgesucht werden, und je nach erreichter Punktzahl gab es Bronze, Silber oder Gold. Ich hatte in den vorausgegangenen Jahren nie ein Leistungsabzeichen erringen können, weil ich mit Sport nichts am Hut hatte. Nur durch einen Zufall reichte es in diesem Jahr zu Bronze. Ich hatte mir, wie fast immer, Langlauf, Weitsprung, Kugelstoßen, 60 Meter Lauf und Weitwurf ausgesucht. Es war ein kühler regnerischer Tag und sehr windig. Bis auf den Weitwurf hatte ich schon alles hinter mich gebracht. Ich kam an die Reihe und ein sehr starker Windstoß trieb meinen Schlagball statt auf 32 - 36 bis auf 52 Meter. Nach mir wurde der Weitwurf unterbrochen. Dem Wind hatte ich zu verdanken, dass ich die Punktzahl für Bronze erreichte. Auf Grund dieser sportlichen Leistung meldete mich später mein Jungzugführer bei einem Hordenführerkurs an. Das hatte jetzt aber gar nichts mehr mit Sport zu tun. Hier ging es zum größten Teil um geschichtliche und politische Sachen. Man musste Daten, Namen und Schlachten, wo und wann wissen. Von bestimmten Liedern mindestens drei Strophen vorsingen können, und das war das Schlimmste bei dieser Prüfung. Es musste noch so manch anderes erklärt werden,

wie z.B. Marschordnung, Befehle usw. Es war nicht ganz einfach, aber ich schlängelte mich, so gut es ging, durch.

So langsam ging es wieder einmal auf eine Kriegsweihnacht zu, nur noch vier Tage bis zum Heiligen Abend (20.12.1943). Mein Onkel, Mamas Bruder, ist bei uns zu Besuch. Am Abend sitzen wir zusammen in unserer Küche, und ich lese das Buch "Der Schatz im Silbersee" von Karl May. Von Ferne hört man das Schießen der Flak. Wird halt mal wieder eine Übung sein, meinte mein Onkel, aber meiner Mutter gefiel das nicht. Sie machte das Licht aus und das Verdunklungsrollo hoch und meinte: „Wir gehen vorsichtshalber mal in den Keller, mir gefällt das nicht.“ „Mach den Bub nicht verrückt, ich gehe erst, wenn die Bomben fallen“, meinte daraufhin mein Onkel. Wir waren noch nicht auf dem Zwischenpodest, als die Alarmsirene aufheulte, Es gab ein paar fürchterliche Detonationen, die Sirene verstummte und der Strom fiel aus. Im Kellergang, er war als Luftschutzraum ausgebaut, waren auch schon mein Opa und seine Haushälterin. Jetzt nahmen die Detonationen kein Ende mehr, alles wackelte und schwankte. Unsere Fenster zerbrachen, und unsere Haustüre wurde aus den Angeln gerissen. Später stellten wir auch noch fest, dass ein Teil unserer Dachziegel fortgeflogen ist. Man kann die Situation im Nachhinein nur schlecht beschreiben. Der Keller war so voll mit Staub, dass man das Kerzenlicht kaum noch sah. Die Lippen und die Zunge klebten zusammen und es roch fürchterlich nach Pulver. Wir alle saßen zitternd eng zusammen, die Köpfe auf den Knien, hielten uns die Ohren zu und warteten auf das Ende des Angriffes. Vor unserem Kellerfenster, das auch zerbrochen war, konnte man im schwarzen Qualm eine Phosphorbombe dunkelrot brennen sehen. Nach ca. 20 Minuten wurde es etwas ruhiger. Da hörten wir auf einmal eine Kinderstimme, die um Hilfe rief. Als wir nach oben kamen, war es so hell, dass man ohne Licht eine Zeitung lesen konnte. Der Himmel über Neu-Ipsenbürg war von den vielen Bränden feuerrot beleuchtet. Vor unserem Haus stand die 7-jährige Tochter unseres Luftschutzwartes, mit einer Zinkwanne über dem Kopf. Wir sollten schnell kommen, ihr Haus würde anfangen zu brennen. Mein Onkel und ich liefen dort hin, vorbei an der Gärtnerei Wischka, deren Haus in hellen Flammen stand, da war wirklich nichts mehr zu helfen. Bei der Gärtnerei Haas schien alles in Ordnung, aber neben dem Haus des Luftschutzwartes brannten die ganzen Lagerbestände der Holzhandlung Schram. Auf dem Flachdach, das mit Dachpappe gedeckt war, stand Herr Groh mit Frau und der großen Tochter und versuchte mit Feuerpatschen die durch Funkenflug entstandenen Feuernester zu löschen. Wir schleppten Wasser nach oben, um ihnen Beistand zu leisten. Andere Männer versuchten, den fast fünf Meter hohen, schon halb ausgebrannten Holzstapel neben dem Haus umzuwerfen. Der ganze Himmel war voller Funken, als es tatsächlich gelang.

Wir hatten es mit vereinten Kräften geschafft, das Haus zu retten. In der Zwischenzeit waren alle Einheiten der SA, der HJ und anderer Formationen alarmiert worden. Unsere Jungschaft wurde zur Laubfärberei Böllendorf, in der Schleussnerstraße, abkommandiert. Aus dem Dach kam dicker Qualm und die Leute dort waren sehr aufgeregt, weil aus der Wasserleitung kein Tropfen Wasser mehr kam. Wir sollten das gefärbte Wasser aus den großen Becken der Färberei zum Löschen nehmen. In Eimern und Wannen schleppten wir die Brühe zur Brandstelle und waren bald von oben bis unten mit grüner und brauner Brühe bespritzt. Bald darauf kamen uns im Treppenhaus schon brennende Balken entgegen. Wir verließen

fluchtartig das Gebäude, standen im Hof zwischen den geretteten Möbeln und den anderen Habseligkeiten, um mit anzusehen, wie das Haus bis auf die Grundmauern abbrannte. Unsere Hilfe war umsonst.

Aus allen umliegenden Ortschaften kamen jetzt Feuerwehrautos in die Stadt. Sie wurden aber zuerst an kriegswichtigen Objekten eingesetzt. Was nützt das alles, es kam kein Wasser mehr aus der Leitung. Die Menschen versuchten, mit allen nicht brennbaren Flüssigkeiten zu löschen. Sogar Selterswasser sowie Jauche aus den Abortanlagen wurden zur Brandbekämpfung eingesetzt. Es war nichts zu machen. Am nächsten Tag wurde unser HJ-Jungzug beim Ausgraben verschütteter Personen eingesetzt. Dort, wo ich war, kannte ich die verschüttete Familie sehr gut, es war unser Schuster. Bis zu Kellertür durften wir uns vorarbeiten. Mit Händen, Äxten und Spitzhacken versuchten wir, so gut es ging, die Trümmer zu entfernen. SA-Leute brachen dann die Tür auf, aber alles stand unter Wasser. Die ganze Familie war ertrunken, Wasserrohrbruch.

Am Nachmittag musste ich mich in Uniform im Rathaus melden. Ich wurde, für die folgenden Tage, als Meldegänger eingesetzt. Jetzt konnte ich erst einmal sehen, wie es in unserer Stadt aussah. In manchen Stadtteilen sah man nur noch rauchende Trümmerhaufen. 40% aller Wohngebäude waren zerstört oder unbrauchbar. Es war Weihnachten, und ich bin davon überzeugt, dass an diesem Fest kein Weihnachtsbaum in unserer Stadt brannte. Meine Aufgabe als Melder bestand hauptsächlich darin, Anordnungen oder Befehle an die zuständige Adresse zu bringen. Es war im Vergleich zu den vorausgegangenen Tagen eine leichtere Arbeit. Des Öfteren war ich auch bei der NSV. Dort wurde die Verpflegung der Hilfskräfte organisiert. BDM-Mädchen hatten dann die Aufgabe, Getränke und belegte Brote zu verteilen. Mir schmeckte es und ich ließ es mir gut gehen.

Zwischendurch mussten wir auch unser Haus wieder, so gut es ging, in Ordnung bringen. Durch den Luftdruck einer auf dem Lagerplatz der Firma Oestreich explodierten Luftmine war ein Teil unseres Daches abgedeckt worden. Die fehlenden Dachziegel holten wir uns, mit Erlaubnis, von den Seitenteilen des ausgebrannten Wohnhauses der Familie Wischka. Unsere Fenster mussten zum Teil mit Drahtglas zugenagelt werden, und die Haustüre wurde auch neu verankert, sie schloss zwar nicht, aber wir konnten sie wenigstens zumachen.

Ich hatte gehört, dass alle Personen, die bei dem Angriff umgekommen sind, in der Trauerhalle des Friedhofes wären. Das machte mich neugierig. Die Fenster waren zerbrochen und die grünen Vorhänge flatterten im Wind. Ich schob sie etwas zur Seite und schaute hinein. Was ich da sah, ließ mir das Blut fast in den Adern gerinnen. Ein ganzer Berg, aufgeschichtet aus toten Menschen, zerfetzt, verkohlt und in Teile zerrissen. Männer, Frauen und Kinder. Es waren nur Sekunden, die ich diesen Anblick ertragen konnte. Mir wurde es ganz komisch, und ich machte, dass ich nach Hause kam. Nachts konnte ich nicht schlafen, und ich wollte so einen Anblick nie mehr sehen.

Aber eines Tages beobachtete ich einen Vorfall, der mich noch mehr bedrückte. Ich kannte in der Buchenbuschsiedlung einen Jungen, der etwas geistig behindert war und den wir deshalb immer ein bisschen hänselten. Das Haus, in dem er mit seiner

Mutter wohnte, hatte einen Volltreffer erhalten. Es war von vorne herein klar, sie sind beide tot. Im Nachbarhaus war das Lebensmittelgeschäft Knippel, und dort musste ich an diesem Tag einkaufen. Leute beschäftigten sich in den Trümmern nebenan, und der Leichenwagen stand vor dem Tor. Meine Neugier war geweckt und ich schlich mich näher, und so konnte ich ungewohnt beobachten, was dort geschah. Man hatte die Leiche des Jungen geborgen und wollte ihn in einen Kindersarg legen, aber er war dafür doch schon etwas zu groß. Mit den Füßen stampfte man die Leiche in den Sarg, bis sich der Deckel schließen ließ. Musste er schon so früh sterben, so sollte man ihn wenigstens anständig behandeln. Diese Begebenheit beschäftigte mich sehr lange. Es war eine schwere Zeit nicht nur für Erwachsene, besonders aber auch für uns Jugendliche.

An manchen Stellen brannte es nach acht Tagen immer noch, wie z.B. die Kohlenhalden am Güterbahnhof. Am Tag sah man das nicht so, aber nachts waren das glühende Berge. Wir hatten drei oder vier nicht los gegangene Stabbrandbomben gefunden und warfen eine in die Glut. Wurden dabei aber von einem Hilfspolizisten beobachtet. Er näherte sich uns, da gab es eine kleine Explosion. Augenblicklich stoben wir auseinander, und dem Hilfspolizisten fiel vor lauter Schreck sein Gewehr von der Schulter. Wir hatten wieder was gelernt: Brandbomben mit rotem Kopf hatten einen Sprengsatz.

Die HJ wurde auch eingesetzt, um im Feld Blindgänger zu finden. Einschlagstellen konnte man leicht erkennen, um eine Mulde war die Erde aufgeworfen. Je nach Größe dieser Mulde konnte man bestimmen, welche Bombe es sein könnte. Es wurde abgesperrt und die Stelle mit einem Schild gekennzeichnet. Darauf ein Totenkopf mit gekreuzten Knochen und die Aufschrift „Vorsicht Explosionsgefahr“. Diese Blindgänger wurden von Sträflingen in schwarzweiß gestreiften Anzügen entschärft. Stabbrandbomben wurden von uns in Körben eingesammelt. Der Grund, dass sie nicht losgingen, war die zu geringe Flughöhe für ihr leichtes Gewicht oder zu weicher Boden. Wir versuchten schon öfters, sie zum Brennen zu bringen, es gelang uns aber nicht. Wenn wir sie in die Luft warfen, kamen sie durch den Dreh, denn sie beim Hochwerfen erhielten, nicht mit dem Zünder auf den Boden. Französische Kriegsgefangene zeigten uns, wie das gemacht wird. Harter Untergrund und dann einfach von oben kräftig mit dem Zünder aufschlagen, und sie zündet. Dazu muss ich erklären, eine Stabbrandbombe war ca. 6 cm dick und ca. 50 cm lang und achteckig. Ihre obere Hälfte war das Leitwerk, hohl und aus Blech. Am unteren Ende war der Aufschlagzünder, schwer und aus Eisen. Der Rest war die eigentliche Brandbombe. Schlägt sie auf, so lösen sich am oberen Ende zwei Federn und geben zwei kleine Öffnungen frei. Aus ihnen strömt weißer Rauch, der dann anfängt zu zischen, bis Glut entsteht. Sie wird immer mehr und fängt dann an zu brennen. Ist der Aufschlagzünder rot, explodiert sie bei brennender Glut und schleudert diese ca. 4-5 Meter weit. Findet man sie rechtzeitig, ist noch Gelegenheit, sie aus dem Fenster zu werfen. Man sollte aber darauf achten, wo man sie hinwirft.

Bei dem Angriff auf Neu-Isenburg war auch unsere Schule in der Waldstraße durch zwei Volltreffer zerstört worden. Leider kamen dabei auch zwei Menschen ums Leben. Eine Rotkreuzschülerin und einer ihrer Ausbilder. Vorerst hatten wir keinen Schulunterricht. Es mussten Schulräume für 20 Schulklassen besorgt werden. Später wurden wir auf Nebenräume der Gaststätten verteilt.

# 1944

Erleichtert hörte ich von meiner Mutter, dass wir für einige Tage nach Niederaula bei Hersfeld fahren würden. Sie hat dort Verwandte, die einen Bauernhof haben. Sie hat genäht für Unterkunft und Verpflegung. Es waren schöne und ruhige Tage. Wir mussten aber bald wieder zurück, denn meine Schule hatte wieder mit dem Unterricht begonnen. Es war der 29. Januar 1944 und wieder ein Großangriff auf Frankfurt. Diese Angriffe erfolgten immer von Norden her, und die Ortschaften südlich von Frankfurt bekamen immer den Rest ab. Die Flugzeugbesatzungen hatten auch Angst um ihr Leben und wichen dem starken Flakbeschuss aus. Ihre Bombenlast warfen sie dann auf weniger geschützte Städte und Dörfer.

Aber zurück zu unserer Bahnfahrt von Hersfeld nach Frankfurt. In Hanau-Wolfgang blieb der Zug stehen, und wir mussten erst warten, bis der Angriff auf Frankfurt zu Ende war. Unser Zug fuhr nur noch bis Offenbach und alle Reisenden mussten dort aussteigen. Was blieb uns übrig, wir marschierten in Richtung Süden die Sprendlinger Landstraße entlang. Die Terrorbomber hatten sich wieder etwas Neues ausgedacht. Die Bomben, die sie abwarfen, waren zum größten Teil mit Zeitzündern versehen. Wenn sie aufschlugen, zerbrach ein Röhrchen mit Säure und wenn diese einen Metallstreifen zerfressen hatten, explodierten die Bomben. Das konnte Stunden, aber auch Tage dauern und ging ganz gewaltig auf die Nerven.

Auf unserem Weg nach Neu-Isenburg hörten wir immer wieder, wie es krachte, einmal weiter weg, manchmal auch verdammt nah, und wir bekamen es doch mit der Angst zu tun. Wir blieben eng zusammen und erreichten so auch unversehrt unsere Wohnung. Dort war wieder alles voll Staub und Sand. Ich saß am Fenster, und ganz in der Nähe stieg wieder eine Dreckfontäne in den Himmel und es krachte ganz gewaltig. Alles zitterte, und die wenigen Scheiben, die noch vorhanden waren, klirrten ganz verdächtig und es stank wieder einmal nach Pulver. Ich bekam es mit der Angst zu tun und die Tränen rannen mir über die Wangen. Meine Mutter hatte eine ganze Zeitlang zu tun, um mich wieder zu beruhigen. Wir alle mussten damals viel verkraften, aber diese Bombenangriffe werde ich nie vergessen. Wie sich später heraus stellte, hatte es hauptsächlich die Buchenbuschsiedlung erwischt. Bei diesem Tagangriff gab es in unserer Stadt 25 Todesopfer.

Wir Jugendliche mussten immer wieder mit raus, es gab kein Pardon. Dächer mussten immer wieder gedeckt, Schutt von den Straßen geräumt werden und Lumpen, Eisen, Papier und Knochen gesammelt werden. Daneben war aber jede Woche einmal Dienst, und die Schularbeiten sollten auch noch erledigt werden, was nicht immer gelang. Aber unser Lehrer konnte das verstehen. Wenn manchmal zweimal am Tage und dreimal in der Nacht Fliegerangriffe waren. Irgendwann musste man auch einmal schlafen, und wenn es in der Schule war.

Im Radio war ein Sender zu finden (Primadonna), der nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war. Er gab in kurzen Abständen Luftlage-Meldungen durch. Mit der Zeit lernten wir, ihn zu verstehen. Das Reichsgebiet war in Quadrate eingeteilt, die von oben nach unten und von links nach rechts mit den Namen Anton, Bertha, Cäsar

usw. versehen waren. Diese Quadrate waren nochmals unterteilt, und zwar von links oben nach rechts unten mit den Zahlen 1-9. Hörte man so eine Meldung, konnte man an Hand der selbst gezeichneten Karte genau feststellen, wo die feindlichen Verbände sich befanden. Lautete z.B. die Durchsage: „Schwere feindliche Bomberverbände mit starkem Begleitschutz von Anton-Bertha-1 in Richtung Bertha-Cäsar-5“, konnte man feststellen, sie kommen von der Nordsee und fliegen in Richtung Südost, vermutliches Zielgebiet Raum Hamburg. Die Karte war für uns eine große Hilfe. Hieß es aber, feindlicher Kampfverband dreht von Ludwig-Theodor-4 (Raum Kassel) nach Quelle-Siegfried-1, dann wurde es für Frankfurt und uns gefährlich.

In der Frankfurter Straße war nach einem Wintersturm die Ruine eines Wohnhauses eingestürzt, und wir von der HJ waren beauftragt, den Zufahrtsweg zu einer Druckerei im Hinterhaus frei zu machen. Ich werkelte ein bisschen abseits, und auf einmal stieß meine Schaufel auf etwas Blinkendes. Als ich es vorsichtig freigelegt hatte, sah ich, dass es ein längeres französisches Bajonett, vermutlich aus dem ersten Weltkrieg, war. Es verschwand ungesehen in meinen langen Skihosen. Mit der Meldung: „Bitte austreten zu dürfen“, entfernte ich mich, versteckte es an einer anderen Stelle und nahm es später mit nach Hause. Es passte gut zu dem marokkanischen Fez, den mir mein Onkel aus Paris mitgebracht hatte. Aber jedes Mal, wenn ich es mir anschaute, hatte ich ein schlechtes Gewissen.

Am 18. März 1944 bekam Neu-Isenburg wieder etwas ab und es gab 15 Tote, hauptsächlich in den westlichen Stadtteilen. Damit erhöhte sich die Gesamtzahl auf 87 Personen, die ihr zum Teil noch recht junges Leben für „Führer, Volk und Vaterland“ gegeben haben. Die Ersten damals wurden mit viel Pomp beigesetzt. SA-Leute trugen die Särge, und an jedem Baum des Weges stand ein HJ-Junge. Überall flatterten die Fahnen, und Parteigrößen hielten markige Reden. Später wurden sie ohne Kommentar beigesetzt, und außer den Angehörigen nahm niemand mehr Notiz davon.

Am Abend des 22. März 1944 gab es, wie schon so oft, wieder einmal Alarm. Am Himmel waren viele Scheinwerferstrahlen zu sehen, aber sie konnten nichts erreichen, denn die Wolken- decke war sehr niedrig. Man hörte deutlich das Brummen der Flugzeugmotoren und die Flak schoss aus allen Rohren. Über Frankfurt war der Himmel feuerrot; ein Zeichen, dass dort wieder viele Gebäude brannten. Man merkte aber auch, dass die Explosionen von Bomben immer näher kamen. Ein sicheres Zeichen: die Gläser im Einmachschrank klirrten. Jetzt hörte man auch den Pfeifton, den die Bomben verursachen, wenn sie aus größerer Höhe abgeworfen werden. Dann rumpelte es mehrmals in unserem Haus. Es stank sofort nach Rauch, der sehr stark in den Augen brannte. Vom Keller aus konnte man sehen, dass vor und hinter dem Haus eine Phosphorbombe brannte. Wir versuchten nach oben zu kommen, aber die Kellertür ließ sich nicht mehr öffnen. Wir versuchten es durch die Waschküche und gelangten so ins Freie. Sofort sah man, dass es im Hause brannte und ganz besonders auf dem Vorplatz unserer Wohnung. In einem Schrank lagerten ca. 200 Schellack-Schallplatten, sie brannten lichterloh und erzeugten eine sehr große Hitze. In unsere Wohnung zu kommen war aussichtslos. Mit Hilfe der Nachbarschaft gelang es uns, die Wohnung meines Großvaters vollkommen auszuräumen. Nach einer Stunde hatten wir die Gewissheit, Mama und

ich hatten nur noch das, was wir am Körper trugen. Dazu unsere Geldkassette und einen kleinen Koffer mit unseren Papieren. Alles war verbrannt, unsere vielen Bücher, die schöne Briefmarkensammlung meines gefallenen Vaters. Seine Musikinstrumente und vor allem seine geliebte Gitarre, die wir nach seinem Tode aus Russland zurückerhalten hatten. Alles war vor die Hunde gegangen. Warum und was nun?

Nachbarn brachten uns Decken, Getränke und was zum Essen. Mutter beschloss dann, dass wir nach Sprendlingen gehen sollten, um dort vielleicht in ihrem Elternhaus Unterschlupf zu finden. Vielleicht nimmt uns auch die Frau ihres Bruders auf. Wir landeten dann bei meiner Tante in der Herrnrötherstraße 29. Mein Opa fand vorerst in Neu-Isenburg eine Unterkunft. Wir waren sogar willkommen, denn meine Tante Anna war mit ihren drei Kindern Paul, Werner und Walter alleine im Haus und hochschwanger. Sie konnte uns ein Zimmer mit zwei Stühlen, zwei einfache Luftschutzbetten und einen Schrank abtreten. Uns war alles egal, Hauptsache wir hatten wieder ein Dach über dem Kopf. Mein Onkel war bei den Soldaten, und mein Cousin Paul war 10 und die Zwillinge Werner und Walter waren 4 Jahre alt. In der Woche darauf musste ich mich in der Schule anmelden und konnte feststellen, dass in meiner Klasse noch vier Schulkameraden aus Neu-Isenburg waren. Ihnen war es genau so ergangen wie uns. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir uns zusammengerauft hatten, denn Isenburger und Sprendlinger vertrugen sich seit jeher nur sehr schlecht.

Unser Lehrer Herr Wellhöfer war gehbehindert und Oberluftschutzwart in Sprendlingen. Wenn er in Uniform in den Unterricht kam, hatten wir einen guten Tag. Nach einigen Wochen verlangte er von uns Isenburgern ein Überweisungszeugnis. Wir machten uns auf den Weg zu unserem guten alten Lehrer Klippel. Weil die Unterlagen aber alle den Bomben zum Opfer gefallen waren und er unsere Noten nicht im Kopf hatte, füllte er das Zeugnis nach unseren Angaben aus. Dass dabei auch ein bisschen geschummelt wurde, kann man sich ja denken. Lehrer Wellhöfer war über unsere Noten sehr erstaunt. Meinen Hinweis auf einen seelischen Schock, der den Isenburger Schülern ein Grinsen entlockte, wollte er doch nicht so ganz akzeptieren.

Bald darauf musste ich die Schule schon wieder wechseln. Meine Tante wollte ihr ungeborenes Kind unbedingt in ihrem Heimatdorf, Dromersheim in Rheinhessen, zur Welt bringen. Also zogen wir für ca. drei Wochen dorthin. Das Dorf war klein, ruhig, fast kein Alarm und vor allem es gab keine Angriffe, und das war viel wert. Eines Tages erzählten sie in der Schule, dass ca. 7 km entfernt bei einem anderen Ort ein feindliches Flugzeug abgestürzt sei. Das wollten wir sehen und machten uns auch sogleich auf den Weg. Als wir dort ankamen und nach der Absturzstelle fragten, sahen wir nur in erstaunte Gesichter. „Man hat sich mit euch einen Aprilscherz erlaubt.“ Und so war es auch. Am anderen Tag in der Schule gab es natürlich ein großes Gelächter. Ein paar Tage später sollten wir einen Aufsatz schreiben und ich schilderte darin diesen Aprilscherz und bekam dafür eine sehr gute Note. Nachdem das erwartete Kind geboren war und auf den Namen meines Vaters Erwin getauft war, fuhren wir bald wieder nach Sprendlingen zurück.

Da durch die vielen Bombenangriffe auf den Flugplatz alle Unterstellmöglichkeiten für den Fuhrpark der Flieger zerstört waren, wurde auf dem Wiesengelände vor dem Schwimmbad ein Viermastzirkuszelt aufgebaut, um die noch vorhandenen Fahrzeuge darin unterzustellen. Für uns Jugendliche war das wieder einmal was Neues. Wir freundeten uns schon recht bald mit den Wachposten an und hatten so die Gelegenheit, in das Zelt zu kommen. Nach kurzer Zeit hatten wir das Vertrauen der Posten erworben und konnten tun und lassen, was wir wollten. Wir hatten nur einen Auftrag den wir gerne erfüllten: Wenn ein Streifenwagen zur Kontrolle erschien, mussten wir den wachhabenden Posten wecken.

Wir turnten überall herum, sogar auf dem Dach, und das sollte für mich Folgen haben. Ich war zusammen mit anderen über die Strickleitern wieder einmal auf das Dach geklettert, als ein sehr starker Windstoß durch die offene Einfahrt das Zeltdach aufblähte. Ich konnte mich nicht halten, wurde in hohem Bogen vom Dach geschleudert. Alle standen um mich herum, denn ich hatte sehr starke Schmerzen im Handgelenk. Als ein älterer Mann erschien und fragte: „Ist etwas passiert?“ „Nein, er ist nur über einen Steppel gestolpert“, war die Antwort. Mir wurde es sehr schlecht, und auf dem Nachhauseweg musste ich mich öfters hinsetzen.

Unser Hausarzt Dr. Mann stellte fest, dass das Handgelenk gebrochen ist und legte es in Gips. Nach drei Wochen wurde der Gips entfernt und festgestellt, dass die Hand ganz schief stand. Jetzt musste ich nach Langen ins Krankenhaus, wurde geröntgt und Prof. Dr. Block stellte einen doppelten Gelenkbruch fest. Das Gelenk musste dann erneut gebrochen und gerichtet werden. Man nahm mich als Letzten dran, und nachdem ich von der Lachgasbetäubung wieder erwacht war, musste ich feststellen, dass es draußen schon ganz dunkel war. Nachdem ich so einigermaßen wieder auf den Beinen stehen konnte, machte ich mich auf den Heimweg. Ich schob mein Fahrrad in Richtung Sprendlingen, weil ich einmal kein Licht und sehr starke Schmerzen hatte. Ein vorbeikommender Radfahrer fragte, warum ich laufen würde, und ich antwortete ihm: „Ich habe kein Licht.“ Er lieh mir eine Taschenlampe, die ich an einem Knopf meiner Jacke befestigte, und so fuhren wir nach Sprendlingen. Nach vier Wochen Gips konnte ich meine Finger überhaupt nicht mehr bewegen. Jetzt musste ich zweimal in der Woche ins Krankenhaus zur Bestrahlung und zur Massage. Die Behandlungsräume waren im obersten Stock, und immer wenn es Alarm gab und Bomben fielen, musste alles in den Keller. Dort stand zu dieser Zeit zwei Stufen hoch das Grundwasser, und die Etagenbetten für die Schwerkranken und Verwundeten waren hoch gebaut, und dazwischen waren Laufstege angelegt. Da es keinen Aufzug gab, mussten die Sanitäter all die in den Keller tragen, die nicht laufen konnten. Einmal stürzte einer mit einem Schwerverwundeten die Kellertreppe hinab. Der schrie fürchterlich und wurde dann ruhiggestellt. Durch meinen Unfall musste ich auf Wunsch meiner Mutter das Fußballspielen im Verein aufgeben.

In der HJ-Dienststelle des Fähnleins 33 musste ich mich auch melden, um meinen Dienst anzutreten. Bei einem Besuch des Jungstammführers Paul Mathes, den ich von Isenburg her gut kannte, ließ er mich vor das Glied treten und fragte mich, warum ich keinen Winkel an meinem Ärmel tragen würde, er hätte dafür vor kurzem einen Ausweis unterschrieben. Das nahm auch unser Fähnleinführer zur Kenntnis und machte mich umgehend zum Jungschafftsführer. Von nun an machte ich Dienst im Jungzug 4, Jahrgang 32/33. Nach dem Attentat auf Hitler merkte man doch, dass die Stimmung im Volk eine andere geworden war. Als junger Führer im Deutschen

Jungvolk wurde man hier und da, wenn man eine Dienstanweisung zustellte, schon mal angemotzt, und das war für diese Leute nicht ganz ungefährlich.

Ein Erlebnis hatte ich zu dieser Zeit, welches mich doch etwas nachdenklich stimmte. Sonntags morgens hatten wir, wie überall, Führerdienst. Da verschiedene Kameraden aber auch die Kirche besuchen wollten, kamen wir mit der Zeit nicht zurecht. Unser Fähnleinführer erlaubte uns, etwas später zum Dienst zu erscheinen. Wir mussten aber notgedrungen in Uniform in die Kirche gehen, was unserem Pfarrer Herrn Hofmann gar nicht gefiel. Er mochte uns nicht in Uniform in der Kirche sehen. Es war zu verstehen, denn er hatte ein gespanntes Verhältnis zu den damaligen Machthabern. Aber durch seinen Wunsch brachte er uns in Gewissenskonflikte, und wir entschieden uns, nicht mehr in die Kirche zu gehen. Ein paar Wochen später, als hinter dem Bahndamm eine Luftmine niederging und das halbe Dach der Kirche abdeckte, waren wir von der HJ wieder recht. Wir schafften die Ziegel hoch, damit der alte Dachdeckermeister Zachler das Dach wieder in Ordnung bringen konnte. Damals war die linke Seite in der Kirche ausgeräumt und mit Möbeln von Ausgebombten vollgestopft.

Eines Abends, Paul und ich wollten gerade zu Bett gehen, rauschte es ganz laut, eine Detonation war zu hören, und ein heller Feuerschein zeigte die Stelle, wo etwas abgestürzt war. Raus aus den Betten und nichts wie hin. Direkt neben dem jüdischen Friedhof war eine deutsche Me 109 f aufgeschlagen, und ihre Munition war am Explodieren. Ausgerechnet jetzt musste es auch noch Alarm geben. Zusammen mit der Feuerwehr versuchten Nachbarn, das Feuer zu löschen. Der mit dem Fallschirm abgesprungene Pilot kam dann auch noch hinzu. Es hätte ihm sehr Leid getan, wenn seine Maschine ins Wohngebiet gestürzt wäre, meinte er bei einem Gespräch mit einem Polizisten. Sein Flugzeug war angeschossen, und er erhielt vom Frankfurter Flugplatz keine Landeerlaubnis. Also blieb ihm nichts anderes übrig, als auszusteigen.

Es gab jetzt zu jeder Tages- und Nachtzeit Fliegeralarm. Manchmal dreimal am Tag und dreimal in der Nacht. Wir schliefen in unserer Kleidung, und wenn es Alarm gab, rein in die Schuhe und ab in den Keller. War nach 10 Uhr Alarm, fing die Schule eine Stunde und nach 12 Uhr zwei Stunden später an. Was jetzt fast immer am Himmel kurvte waren Jabos (Jagdbomber). Sie griffen alles an, was sich da unten bewegte, und flogen dabei manchmal so tief, dass man die Gesichter der Piloten erkennen konnte. Von unseren Flugzeugen war fast nichts zu sehen, sie zeigten sich nur sehr selten. Einmal dröhnte es gewaltig, aber es war kein Flugzeug zu sehen. Was war das? Der erste deutsche Düsenjäger war im Tiefflug über unsere Köpfe gedonnert. Wenn man ihn hörte, war er fast schon nicht mehr zu sehen, so schnell flog er. Aber helfen konnten sie auch nicht mehr.

Mein Cousin und ich hatten da ein Erlebnis besonderer Art. Wir sollten in Egelsbach eine noch ausstehende Rechnung kassieren. Damals standen rechts der Straße nach Egelsbach noch Bäume, unter denen wir mit den Fahrrädern fuhren. Wir hatten fast die halbe Strecke zwischen den zwei Ortschaften hinter uns gebracht, als wir das Aufheulen eines Flugzeugmotors hörten. Wir entdeckten hoch am Himmel drei Jabos, von denen einer zum Sturzflug angesetzt hatte. Gleichzeitig sahen wir aber auch, dass sich auf der Landstraße ein größerer LKW näherte. Wir warfen uns in den

Straßengraben und krochen in ein Kanalrohr, und da ratterte es auch schon. Außer mit den MGs schoss der Flieger auch noch mit seiner Bordkanone und was er damit abfeuerte, waren Explosivgeschosse. Als das Flugzeug weg war, schauten wir vorsichtig aus unserem Graben und sahen den LKW im Zickzackkurs recht schnell in Egelsbach um die Ecke verschwinden. Auf der Straße lagen abgeschossene Zweige, und im Pflaster sah man die Einschläge der Geschosse. Im Ort stand der LKW, er wurde zwar getroffen, aber die engen Gassen entzogen ihn den Blicken des feindlichen Piloten. Außerdem hatte das Fahrzeug sowieso keine Ladung. Von dem Bauern, bei dem wir die Rechnung kassieren sollten, erhielten wir zwar kein Geld, dafür aber zwei Zentner Kartoffeln.

Eines Tages machten wir uns auf den Weg nach Neu-Isenburg, um uns die Trümmer unseres Hauses anzusehen. Unterwegs kamen wir wieder einmal in einen bedrohlichen Zustand. Nicht weit von uns ging eine Zeitzünderbombe hoch. Wir sprangen oder flogen in den Straßengraben, und Sandbrocken fielen auf uns herab. Der Schreck war groß, aber es war nichts passiert. Beim Stöbern in unserer ausgebrannten Wohnung trat ich gegen einen Klumpen, der zerbrach, und vor mir lagen die Taschenuhr meines Vaters und die stark angelaufene goldene Armbanduhr meiner Mutter. Durch die große Hitze, die der Brand erzeugte, waren zwei Tassen zusammengeschmolzen und hatten die Uhren geschützt.

Große Bomberverbände der Amis hatten wieder einmal am hellen Tag unser Gebiet in Richtung Osten überflogen, und wir waren froh, dass die Bomben, die diese Flugzeuge bei sich hatten, nicht uns trafen. Das Gedröhn ihrer Motoren und das Ballern unserer Abwehrgeschütze waren nur noch in weiter Ferne zu hören, als wir am Himmel einen sehr tief in Richtung Westen fliegenden viermotorigen Bomber sahen. Ihn hatte es erwischt, ein Motor stand und ein anderer zog eine Rauchfahne hinter sich her. Das wundgeschossene Flugzeug machte einen traurigen Eindruck und würde sich ganz bestimmt nicht mehr lange am Himmel halten können. Vermutlich erhielt unsere Flakbatterie auf dem Wilhelmshöfer Feld den Befehl: „Feuer frei!“, denn sie ballerten auf einmal los wie die Wilden. Jeder wollte sich den Ring am Rohr verdienen. Schwarze Sprengwolken über, unter, vor und hinter dem Flugzeug, aber keiner traf. In der Aufregung wurden auch noch einzelne Granaten falsch von den HJ-Buben, die die Geschütze bedienten, eingestellt, und sie detonierten als Schrapnelle über den Dächern von Sprendlingen. Ihre Splitter zwitscherten durch die Luft und zerstörten so manche Ziegel. Das feindliche Flugzeug verschwand im Westen und ist dann bei Walldorf abgestürzt.

Zu dieser Zeit machte ich auch mein HJ-Schießabzeichen in Silber. Wir hatten dazu keine Munition, und trotzdem wurde es abgenommen. Das Gewehr wurde auf einem Sandsack gelagert. Der Schütze blickte über Kimme und Korn, um dem an der Wand stehenden Jungzugführer, der eine Lochscheibe führte, durch „hoch“, „links“, „rechts“ oder „tiefer“ Bescheid zu geben. Meinte man, das Ziel stimme, so wurde im Loch der Scheibe ein Zeichen gesetzt. Waren dann nach drei Versuchen diese Zeichen sehr eng zusammen, so hatte man durch eine Punktwertung das bronzene, silberne oder goldene HJ-Schießabzeichen erworben.

Auch hier in Sprendlingen gab es, auf Anweisung der Schulbehörde, in der Volksschule keinen Religionsunterricht. Der Besuch eines solchen Unterrichtes im

Gemeindesaal der katholischen Kirche basierte auf Freiwilligkeit. Da meine Tante sehr fromm war und ich ihren Kindern ein gutes Beispiel geben sollte, lag sie mir in den Ohren, zusammen mit meinem Cousin Paul den freiwilligen Religionsunterricht zu besuchen. Wir, so zwanzig an der Zahl, trafen uns einmal in der Woche und lauschten mehr oder weniger dem Vortrag unseres Pfarrers. Hinten saßen wir Buben und vor uns die Mädchen. Damals war bei uns Jungs das Schießen mit gekauter Pappe, die zu einer Kugel geformt mit einem zwischen die Finger gespannten Rexgummi verschossen wurde, in Mode. Wir hatten natürlich auch jeder so einen Gummi in der Tasche und wenn der Pfarrer nicht herschaute, zogen wir auch schon mal ab. Ich hatte das Pech und traf ein Mädels unter dem Auge, die Tränen liefen ihr über die Wangen, und mir tat sie sehr leid. Am anderen Tage war das Auge ziemlich blau und gelb unterlaufen, was bei mir noch größere Gewissensbisse hervorrief. Da ich wusste, dass Margot, so hieß das Mädels, öfters eine Freundin besuchte, richtete ich es so ein, dass ich sie dort abholte und nach Hause begleitete. Daraus entstand eine über dreijährige, von Neugier auf das andere Geschlecht geprägte, aber harmlose Freundschaft.

Meine Altersstufe wurde wie üblich, nach vier Jahren Dienst im Deutschen Jungvolk, in die Hitler-Jugend übernommen. Man konnte wählen zwischen Motor-, Flieger-, Nachrichten-, Marine- oder normaler HJ. Das war alles nicht so nach meinem Geschmack, und ich beschloss, was auch möglich war, als Führer beim Deutschen Jungvolk zu bleiben.

Um die Weihnachtszeit traf sich unser Jungzug im BDM-Heim in der Kanonengasse zu einer kleinen Weihnachtsfeier. Jeder hatte ein Päckchen gemacht, das in einen großen Sack kam und vom Nikolaus nach guten Ratschlägen für das kommende Jahr verteilt wurde. Mitten in der Veranstaltung gab es wieder einmal Fliegeralarm, und zwar gleich Vollalarm. Das hieß, schwere Bomberverbände im Anflug auf Frankfurt, und sofort fing auch die Flak an, aus allen Rohren zu feuern. Zu den Aufgaben der Führerschaft gehörte es, bei solchen Zwischenfällen zuerst für die Sicherheit der Untergebenen zu sorgen. Da in diesem Hause kein Schutzraum vorhanden war, erhielten wir den Befehl, die Jugendlichen nach Hause zu bringen. Des Öfteren mussten wir Deckung suchen, denn die Flaksplitter zwitscherten ganz schön durch die Gegend.

Als ich dann endlich nach Hause kam, sah ich, dass meine Mutter weinte. Sie hatte Angst um mich, und sie wollte mich nicht auch noch verlieren. Mir ging es aber manchmal auch nicht viel besser, denn auch ich hatte manchmal Angst und suchte die Nähe meiner Mutter. Kurze Zeit später konnte sie diese schweren Belastungen, Mann gefallen, ausgebombt und die Angst um mich, nicht mehr verkraften und bekam eine Nervenkrankheit, die auf die Augen schlug. Sie wurde für mehrere Wochen in die Universitätsaugenklinik nach Frankfurt überwiesen. Jeden Sonntag besuchte ich sie dort, und wir gingen, wenn kein Alarm war, im Park der Klinik spazieren. Die Freude, dass wir zusammen sein konnten, war bei beiden groß. Schlimm war es, wenn wir wegen eines Angriffes den Tiefbunker aufsuchen mussten. Durch die Einschläge der Bomben zitterten und klirrten die Operationsbestecke in den Glasvitrinen und das nervte ganz gewaltig. Der Abschied fiel uns nicht leicht, und ich wollte doch keine Tränen zeigen.

# 1945

Einmal erlebte ich einen schweren Angriff im Bahnhofsbunker. Dabei kamen mehrere Personen im Eingangsbereich ums Leben. Sie wurden zu Tode getrampelt beim Ausbruch einer Panik. Ein anderes Mal hatte ich sehr viel Glück. Zwischen der Station Neu-Isenburg und Buchschlag wurde unser Personenzug von Jabos angegriffen. Ich konnte aus dem Fenster springen und flüchtete im Gegensatz zu denen, die sich unter dem Zug verkrochen, in Richtung Sprendlingen durch den Wald. Am anderen Tage erfuhr man, dass es einige Tote gegeben hat, weil durch Luftdruck der explodierenden Bomben einige Wagen von den Gleisen geworfen wurden.

Was war das für eine Welt? Überall gab es Tote. Kinder, Frauen und alte Männer mussten ihr Leben lassen. Feuer, Trümmer, Bomben und Bordwaffenbeschuss. Vor lauter Alarm konnten wir nur noch in unseren Klamotten schlafen. Am schlimmsten war es nachts, wenn man die vielen Flugzeuge nicht sah. Man hörte sie zwar brummen, konnte aber ihre Flugrichtung nicht genau feststellen. Flogen sie über uns hinweg, atmete man auf und dankte Gott. Aber welche Stadt war ihr nächstes Opfer? Wieviel Not und Tod wurde durch sie wieder hervorgerufen? Am Tag konnten wir sie sehen und uns darauf einstellen. Es wurden immer mehr. Hunderte und aberhunderte viermotorige Terrorbomber, begleitet von ihrem Jagdschutz, zogen in Pulks gegen Osten. Bestimmt waren wieder einmal Schweinfurt oder Würzburg ihr Ziel, und wieder werden Tausende von Zivilisten sterben. Sie legten unser schönes Vaterland in Schutt und Asche. Wie soll das alles enden?

Anfang März 1945 erhielt ich mein Schulentlassungszeugnis. Auf der Vorderseite prangte noch einmal ein großer Hoheitsadler. Unser Jahrgang war der letzte, dem diese zweifelhafte Ehre zuteil wurde. Jetzt musste ich mich nach einem Beruf umsehen. Da ich die Absicht hatte, das Grabsteingeschäft meines Großvaters in Neu-Isenburg zu übernehmen, blieb mir nichts anderes übrig, als Steinmetz oder Steinbildhauer zu lernen. Dies wollte ich aber nicht bei meinem Großvater, ich wollte einen fremden Lehrherrn. Nach Rücksprache empfahl mir mein Großvater, in Frankfurt bei den Bildhauern Kron oder Ludäscher vorzusprechen. Dies erledigte ich, wegen der schlechten und gefährlichen Fahrgelegenheiten, zuerst einmal schriftlich.

Des Öfteren kam es jetzt vor, dass wenn wir nach Hause kamen, das Radio abgestellt wurde. Das Hören von Feindsendern war bei Todesstrafe verboten, und uns HJ-Buben traute man auch zu Hause nicht. Mit Recht? Ein Versprecher - und die Gestapo stand vor der Tür. Alte Männer und HJ-Buben wurden zum Bau von Panzersperren am nördlichen und südlichen Ende von Sprendlingen verpflichtet. Wir mussten einen fast zwei Meter tiefen Graben ausheben. Zwei Reihen von dicken Baumstämmen wurden aufgestellt und der Zwischenraum wieder verfüllt. In der Mitte wurde eine enge Durchfahrt freigelassen. Sie sollte beim Näherkommen der Amerikaner mit Baumstämmen geschlossen werden.

Dabei hatte ich ein kleines Erlebnis, welches mich sehr nachdenklich stimmte. Ein älterer Mann sagte ganz beiläufig zu mir: „Werf das Ding an deiner Mütze weg.“ Er

meinte mein HJ Abzeichen. „Warum?“ fragte ich, und er hielt mir einen längeren Vortrag. Danach ging ich nach Hause und montierte von meiner Uniform alle Rangabzeichen und sonstige Auszeichnungen ab und warf sie samt einem Hitlerbild in die Jauchegrube. Nicht ahnend, dass ich ein paar Tage später versuchen würde, das ganze Zeug, außer dem Hitlerbild, wieder rauszuangeln, um es den Amis zu verscherbeln. Einen Trommelrevolver meiner Tante hängte ich an einen Nagel unter das Sitzbrett des Plumpsklos. Später musste ich aber feststellen, dass der Nagel vermutlich nicht fest genug eingeschlagen war.

Der sogenannte Volkssturm, alles alte Männer und HJ-Buben, wurde jetzt zu den Waffen gerufen. Notdürftig ausgebildet am Karabiner 98 und der Panzerfaust, sollten sie noch einmal das Kriegsglück wenden. Die Flakbatterie, die auf dem Wilhelmshöfer Feld stand, war am Waldrand in Stellung gegangen. Aber was waren das für Soldaten, die diese Geschütze bedienen sollten? An jedem Geschütz ein invalider Flaksoldat und sonst nur Heimatflakler, 15 bis 17 jährige HJ-Buben. In der Ferne hörte man schon das Donnern der Artillerie unserer Feinde, und das erzeugte Furcht vor dem, was da auf uns zukam. Tiefflieger schossen am Tag auf alles, was sich da unten bewegte. Manchmal sah man auch SS-Soldaten auf Fahrrädern, an denen zwei Panzerfäuste hingen, aber die verzogen sich bald wieder.

In der Nacht vom 24. zum 25. März marschierten lange Kolonnen von Kriegsgefangenen auf der Herrnrötherstraße in Richtung Offenbach. Sie wurden bewacht von älteren deutschen Soldaten mit langen Flinten, bestimmt aus dem ersten Weltkrieg. Die dafür bestimmte Munition fanden wir am nächsten Tag im Straßengraben. Auf Drückkarren schoben die Gefangenen ihre Habseligkeiten, und vor unserer Dreschhalle brach eine Speiche vom Rad eines Karrens entzwei. Wir gaben ihnen Draht, dass sie es wenigstens wieder notdürftig in Ordnung bringen konnten.

Am 25. März hörten wir das Schießen der Artillerie schon viel näher. Gegen Abend verstummte es wieder, und die folgende Nacht verlief auffallend ruhig. Am frühen Morgen hörte man in Richtung Langen das Brummen eines kleinen Flugzeugmotors. Es stellte sich bald heraus, dass es von einem amerikanischen Artillerieaufklärer stammte. Jetzt wussten wir Bescheid, es konnte nicht mehr lange dauern und sie würden vor den Toren von Sprendlingen stehen. Würde es eine Schießerei geben oder alles glimpflich verlaufen? Später stellte sich heraus, dass die Panzersperre von selbstbewussten Bürgern nicht geschlossen worden war. Die sogenannten Spitzen der Partei hatten unter Mitnahme des Feuerwehrautos das Weite gesucht.

Alle Bewohner unseres Hauses hielten sich zu dieser Zeit im Schutzraum auf. Auf Wunsch meiner Tante sollten wir noch eine Liege vom ersten Stock in den Keller bringen. Oben hörten wir dann quietschende Geräusche. Was war das? Ein Blick aus dem Fenster verschaffte uns Gewissheit. Man konnte damals von uns aus (Herrnrötherstraße) schräg über den Friedhof sehen und dort hinter der Friedhofsmauer in der Rathausstraße sahen wir die Türme mehrerer Panzer mit Geschützrohren und weißen Sternen an den Seiten. Jetzt waren unsere Feinde da. Wir ließen Liege Liege sein und stürzten in den Keller, um zu berichten, was wir gesehen hatten. Mein Herz klopfte bis zum Hals. Meine Tante mit dem jüngsten Kind

auf dem Arm wollte das auch sehen, ging nach oben und an der Hausecke stieß sie schon mit einem Amerikaner zusammen. Sie war sehr schnell wieder im Keller.

Was war aus unserer Panzersperre am Ortseingang geworden? Später erfuhren wir, die Amerikaner hatten sie ganz einfach umfahren. Sie fuhren die Hainer Chaussee hoch, bogen zur Theisenmühle ab und gelangten durch die damals noch vorhandene Hohl auf die Herrnrötherstraße, fuhren auf die Hauptstraße zurück und standen kurz darauf vor dem Rathaus. Bis dahin war alles ruhig gewesen, aber jetzt fing die deutsche Flak am Waldrand an zu feuern, und zwar auf die in der Offenbacher Straße vorrückenden Panzer. Diese zogen sich sofort zurück, und dabei schlugen auch einige Geschosse der Flak im Ort ein. Sie verursachten aber nur ganz geringen Sachschaden. Ein Panzer wurde beim Abdrehen in die Seite zwischen den Ketten getroffen und brannte aus. Er stand in der Offenbacher Straße, dort, wo damals rechts der Weg abzweigte in Richtung Wald (Säu-Farm). Später haben wir uns dieses Wrack natürlich genau angesehen. Es war mehrmals getroffen und hatte an der Vorderseite tiefe Kerben von Flugabwehrgeschossen, die die Panzerung nicht durchschlagen konnten. Panzerbrechende Granaten waren vermutlich nicht mehr vorhanden.

Drei amerikanische Panzer hatten in unserer Nähe Deckung gesucht. Einer durchbrach das Tor von Raubels Feldscheune und verschwand darin, der zweite walzte unseren Zaun nieder und versteckte sich hinter der Dreschhalle und der dritte nahm Deckung hinter unserem Wohnhaus. Die die Panzer begleitende Infanterie verschwand in unserer Dreschhalle, und nutzte die Zeit, bis ihre Artillerie in Stellung gegangen war, um Mittag zu machen.

Einer der Soldaten kam unbewaffnet zu uns in den Keller und sprach uns auf Englisch an. Wir verstanden ihn nicht, da versuchte er es anders: Er machte „gag-gag“ und die Bewegung, als wenn er ein Ei aufschlagen würde. Jetzt hatten wir verstanden. Er bekam zwei Eier und er war zufrieden. Kurz darauf kam ein anderer mit Keks in der Hand und machte die Bewegung, als wolle er den Keks beschmieren. Er erhielt ein Glas Brombeergelee. Dies musste ihm ganz besonders gut geschmeckt haben, denn er kam noch einmal und holte sich ohne zu fragen, da er ja jetzt wusste, wo das Gelee stand, ein zweites Glas. In unserer Küche haben sie gekocht und gebrutzelt. Nach dem Abzug stellten wir fest, dass sie außer der Bratpfanne auch noch einen Fotoapparat und den Kasten mit dem Silberbesteck geklaut hatten.

Mich hielt es nicht mehr im Keller, ich wollte wissen, was da oben vor sich ging, und ich kam gerade recht. Von links kam eine Staffel Me 109 und von rechts drei amerikanische Jäger. Das musste interessant werden, aber sie hatten vermutlich zu viel Respekt voreinander. Sie flogen übereinander weg, schossen mit ihren Bordwaffen und verschwanden wieder. Auch die Panzer schossen mit ihren auf einem Drehkranz am Panzerturm montierten schweren MGs. Wenn man dabei aber den Kopf auf die Brust senkt, das Genick einzieht und die Augen zumacht kann man ja nichts treffen. Denn der Schütze hinter unserem Haus hatte eine Ladehemmung in seinem MG. Er warf den ganzen Patronengurt raus und ersetzte ihn durch einen neuen.

Beim Anflug der deutschen Flugzeuge suchten einige amerikanische Soldaten Deckung und sprangen mit einem Satz die Kellertreppe runter, was ich zuerst nicht verstehen konnte. Sie hatten vermutlich vor unseren genau so viel Angst wie wir vor ihren Flugzeugen. Was da in unserer Dreschhalle vor sich ging, wollte ich mir doch einmal näher betrachten. Ich öffnete das Tor einen Spalt breit und schaute hinein. Die fremden Soldaten saßen zusammen, kochten, rauchten und waren froher Dinge. Einer der Amerikaner hatte mich entdeckt. Er hob die Hand, spreizte die Finger und machte „bumm“. Wie ein geölter Blitz war ich verschwunden. Vorsicht war besser als Nachsicht.

Ohne dass die amerikanische Artillerie geschossen hatte, erledigte sich das Thema der deutschen Flakstellungen am Waldrand von selbst. Sämtliche Flakgeschütze wurden, nachdem sie keine Munition mehr hatten, von ihren Bedienungen durch Rohrkrepiierer zerstört. Die deutschen Soldaten ergaben sich ihren Feinden. Es war ein trauriger Haufen, der da mit den Händen über dem Kopf von schwer bewaffneten Amerikanern abgeführt wurde. Überwiegend Heimatflakler, 15 bis 17 jährige Buben, darunter aber auch verwundete deutsche Soldaten, die aus den Sprendlinger Lazaretten in den Wald geflüchtet waren. Sie hatten bestimmt die amerikanischen Flugblätter gelesen, die über unserem Ort in Massen abgeworfen wurden. Auf ihnen stand: „Deutscher Soldat, lege deine Waffen nieder und komme mit erhobenen Händen und mit den Worten - ei surrender - auf uns zu.“ Am Nachmittag war der größte Teil der amerikanischen Truppen weitergezogen, und was jetzt kam, verblüffte uns ganz gewaltig. Fahrzeug an Fahrzeug, Kolonne an Kolonne wälzte sich durch den Ort, und da wollten wir mit unseren paar Holzvergasern den Krieg gewinnen.

Aber trotz allem fühlten wir uns erleichtert: Es wurde nicht mehr geschossen, und es gab vor allem keinen Fliegeralarm mehr. Das war viel wert, wir konnten schlafen die ganze Nacht durch, ohne dass uns die Sirenen aus dem Bett springen ließen. Jetzt mussten wir vor allem an unsere Verpflegung denken. Hatte es zum Schluss im Dritten Reich nur noch wenig, aber regelmäßig etwas zum Essen gegeben, so gab es jetzt überhaupt nichts mehr. Der amerikanische Ortskommandant belegte zuerst die Einwohnerschaft mit einer allgemeinen Ausgangssperre, einem Versammlungs- und Vereinsverbot. Tauben durften unter Androhung von Abschuss nicht mehr fliegen. Nachdem er sich auf dem Friedhof über den Zustand der Gräber der gefallenen englischen Flieger informiert hatte, wurde die Ausgangssperre aber wieder aufgehoben und durch eine befristete ersetzt. Wir durften am Vor- und Nachmittag für je zwei Stunden die Häuser verlassen. Jetzt kam unsere Zeit, morgens zogen wir los und kamen erst wieder nachmittags nach Hause. Alle verlassenen deutschen und amerikanischen Stellungen wurden abgegrast und alles, was essbar war, mitgenommen.

Da wir uns, wegen der Sperrstunden nicht sehen lassen durften, versteckten wir uns im Wald. Dort wurde aber auch, aus Langweile, viel Blödsinn gemacht. Mit Gewehren wurde auf Stahlhelme geschossen, Handgranaten wurden gezündet und Panzerfäuste abgeschossen. Auf Buntmetall waren wir besonders scharf, wie z.B. die Patronen von Gewehren und die Gurte mit MG-Munition. Wir drückten sie aus der Halterung, und am Waldrand zwischen zwei Latten einer Bank lockerten wir die Bleispitzen. Nachdem wir sie entfernt hatten, leerten wir das Schwarzpulver aus, und so hatten wir die Bleispitzen und die Patronenhülsen aus Messing. Zusammen

brachte uns das später beim Schrotthändler einige Markstücke, mit denen wir unser knapp bemessenes Taschengeld aufbessern konnten. Mit dem Pulver war das so eine Sache. Wir wollten natürlich wissen, wie es reagiert, wenn man es ansteckte. Wir wussten, das war nicht ganz ungefährlich. Eine amerikanische Blechbüchse mit Deckelrand wurde gefüllt, das Pulver mit Papier abgedeckt und der Deckel mit einem kleinen Loch versehen. In dieses wurde ein mit Wachs getränkter Wollfaden eingeführt und der Deckelrand umgeklopft damit er nicht so leicht abgehen sollte.

Meinen Cousin Paul schickte ich in einen Bombentrichter, um Deckung zu nehmen. Ich legte die Büchse hinter den Erdauswurf des Trichters und steckte den Wollfaden an und nahm gleichfalls Deckung. Es machte nur „plopp“, ich schaute über den Rand, sah, dass der Deckel weg war und ein Teil des Pulvers vor der Büchsenöffnung lag. Gleichzeitig bemerkte ich aber auch am Ende des Pulverstreifens noch etwas glimmen. Volle Deckung - und eine Stichflamme schoss in die Wipfel der umstehenden Bäume. Im Nachhinein: wir hatten mehr Glück als Verstand.

Am Waldrand fanden wir die Leiche eines deutschen Feldwebels, der sich selber erschossen hatte. In der einen Hand hielt er noch eine 08 und in der anderen das Bild einer Frau mit einem Kind auf dem Schoß. Wir meldeten diesen Fund umgehend bei der Ortskommandantur. Beerdigt wurde er auf dem Sprendlinger Friedhof.

Zwischen den Bahnhöfen Neu-Isenburg und Buchschlag sowie zwischen Buchschlag und Sprendlingen waren bei dem Einmarsch der Amerikaner zwei Verpflegungszüge der Wehrmacht liegen geblieben. Es sprach sich schnell herum, was dort alles zu holen war. Die Züge wurden restlos, trotz späterer Bewachung durch die Amis, ausgeplündert. Auf einem Waggon war ein großes Holzfass montiert. Was war da drin? Es wurden Holzbohrer im Zug gefunden und ein Loch gebohrt. Rotwein! Dieser tropfte aber nur aus dem kleinen Loch und ein Mann meinte: „Ihr müsst oben auch ein Loch bohren, dass Luft rein kann.“ Jetzt sprudelte der Wein, und wir hatten schnell die im Zug gefundenen Eimer voll. Ans Fahrrad gehängt und nichts wie ab. Beim Fahren schwappte natürlich die Hälfte über den Rand, und dementsprechend sahen wir auch aus. Als wir wieder zurückkamen, hatte doch so ein Depp das von uns mit einem Holzpflock verschlossene Loch geöffnet, und Tausende Liter Rotwein waren im Schotter der Schienen versickert. Butter, Schmalz, ganze Ballen Wehrmachtsstoff, Schmierfette und überhaupt alles, was man vielleicht später einmal zum Tauschen gebrauchen konnte, wurde fort geschleift. Als der größte Teil geplündert war, stellten die Amis Wachposten auf. Aber auch die konnten von uns, dank ihrer Kinderfreundlichkeit, überlistet werden. Kleine Kinder beschäftigten sich mit ihnen, und die großen stiegen von der anderen Seite in den Zug, um den letzten Rest auch noch zu stehlen.

Innerhalb einer Woche mussten alle sich in Privatbesitz befindlichen Waffen, Fotoapparate, Ferngläser und Radios auf dem Rathaus abgegeben werden. Brieftauben durften nicht mehr fliegen und nur noch im Taubenschlag gehalten werden. Die Amis stellten Hilfspolizisten ein, sichtbares Zeichen eine weiße Armbinde. Diese waren entweder Sozis oder Kommunisten und die größten Tagediebe, die es damals gab. Was sie beschlagnahmten, wanderte meistens in den eigenen Säckel, und dumm waren sie auch noch obendrein. Sie trugen nämlich die

alten Schaftstiefel der Wehrmacht mit Nägeln an der Sohle und man hörte sie schon von weitem kommen. Unter ihrer Aufsicht mussten später alle Waffen, die noch im Feld lagen, eingesammelt werden. Damals wurde der Spruch laut: „Jedem Deutschen, der noch einmal nach einer Waffe greift, sollten die Hände abgehackt werden.“

Die Eltern meiner Tante, bei der wir Unterschlupf gefunden hatten, wohnten in Dromersheim / Rheinhessen und waren Weinbauern. Dort in der Nähe, in Bad Kreuznach, war ein großes berüchtigtes Kriegsgefangenenlager der Amis, in dem auch mein Onkel festgehalten wurde. Wenn wir dorthin könnten, würden wir vielleicht etwas über meinen Onkel erfahren, und wenn möglich, auch ein paar Lebensmittel bekommen. Also machten sich meine Mutter, Cousin Paul und ich auf den Weg. Züge fuhren zu dieser Zeit noch nicht, aber wir hörten, dass Truppentransporte der Amis vor einem Vorsignal der Station Sportfeld hielten, und wenn wir Glück hätten, könnten wir dort aufsteigen. Die Lage aber hatte sich verändert, und diese Züge hielten jetzt im Bahnhof Frankfurt/Süd. Wir marschierten den Bahngleisen entlang dorthin, und tatsächlich hielt dort so ein Militärtransport. Vorne Personenwagen mit Militärpersonal und hinten Pritschenwagen mit Panzern darauf. Dort hinauf mussten wir, und ich muss immer daran denken, meine Mutter hatte ein helles, sehr buntes Dirndl an. Der Zug ruckte an, und fuhr ohne Ansage davon. So mancher wurde von seinen Angehörigen getrennt, und so manches Gepäckstück blieb auf dem Bahnsteig zurück. Unterwegs konnten wir beobachten, immer wenn der Zug an einem Signal hielt, tauchten aus dem Gebüsch Personen auf, die den Amis Schnaps gegen Lebensmittel oder Zigaretten anboten. Aber die Militärpolizei war auf der Hut und zerschlug die Flaschen, die sie den Leuten abnahm, auf den Schienen. Sie wollten keine betrunkenen Soldaten. Da die Brücken über den Rhein gesprengt waren, mussten alle Transporte über die von den amerikanischen Pionieren gebaute Brücke bei Mainz fahren. Es dauerte Stunden, bis wir den Rhein erreicht hatten, und diese Brücke bestand nur aus den Gleisen, Stützen und sonst nichts. Wenn man runter schaute, sah man nur die Wellen des Flusses und man bekam ein mulmiges Gefühl in der Magengegend. Bei einem Halt vor einem Signal bei Gau-Algesheim verließen wir den Zug. Wir mussten uns dann wegen der Sperrstunde eine Unterkunft suchen, und da wir keine andere Möglichkeit hatten, in der ehemaligen Jugendherberge übernachteten. Das Gebäude war geplündert worden, und so sah es auch aus. Genau so dreckig wie wir, nur noch Strohsäcke auf den Bettgestellen, sonst nichts. Paul und ich schliefen sofort ein, aber meine Mutter saß die ganze Nacht auf einem Stuhl. Sie hatte Angst vor Mäusen, Läusen und Flöhen. Am anderen Tag schafften wir auch noch die letzten Kilometer bis Dromersheim. Die Eltern meiner Tante waren erfreut, als sie uns trotz unserer dreckigen Klamotten noch erkannten. Erst mussten wir uns einmal waschen, und dann gab es zu essen. Einmal wieder richtig satt essen, ein Gefühl wie Weihnachten.

Abends sahen wir dann in der Ferne die Lichter und Scheinwerfer des Gefangenenlagers, zu dem wir am anderen Tag aufbrechen wollten. Versorgt mit Lebensmitteln, zogen wir los in Richtung Bad Kreuznach. Gegen Mittag erreichten wir unser Ziel. Viele Leute standen dort am Tor und fragten nach ihren Angehörigen. Sie warnten uns aber auch, keine Lebensmittel über den Doppelzaun zu werfen. Diese würden nie ihr Ziel erreichen, denn die Amis hatten außen am Zaun „Beutegermanen“ angesiedelt - all die fremden Nationen, die auf deutscher Seite

gekämpft hatten. Und die würden nichts weitergeben! Wir warfen unsere Lebensmittel auf einen zufällig vorbeifahrenden Kriegsgefangenentransportzug und gingen wieder nach Dromersheim zurück.

Am anderen Tag gingen wir, beladen mit Lebensmitteln, wieder an den Bahnhof nach Gau-Algesheim, in der Hoffnung, dort einen Zug zu finden, der uns wieder Richtung Frankfurt brachte. Das Glück stand uns zur Seite, und es hielt kurz darauf ein offener Güterzug, voll beladen mit deutschen Kriegsgefangenen. Die Amerikaner waren abgesprungen und umstellten mit der Waffe in der Hand den Zug. Die Gefangenen hielten uns Blechbüchsen entgegen und bettelten um Wasser. Wir halfen, so gut wir konnten, und erhielten dafür so manchen dankbaren Blick. Es waren arme Menschen, selbst ihre Notdurft mussten sie zwischen den Waggons erledigen. Einen deutschen Sanitätssoldaten fragten wir, ob wir mitfahren könnten. Vorne sind drei geschlossene Güterwagen für Verletzte und Kranke, wenn wir dort noch Platz finden würden, gäbe es keine Probleme. Die Waggons waren mit Stroh ausgelegt, um den invaliden Gefangenen das Liegen etwas angenehmer zu machen. Nach ca. einer halben Stunde ertönte ein Pfeifton der Lok, die Schiebetür des Wagens wurde bis auf einen Spalt zugemacht und von außen verriegelt. Danach setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Ein Soldat erzählte uns, dass ein Gefangenentransport immer zuletzt an die Reihe käme, alle anderen Züge hätten Vorfahrt. Wir wussten ja schon vom Hinweg es ging alles nur über diese eine Brücke bei Mainz. Wir mussten fast an jedem Vor- oder Hauptsignal halten, und manchmal schaute einer der Wachposten in den Wagen, ob noch alles in Ordnung ist. Dabei konnte ich feststellen, dass er viele Armbanduhren und Ringe trug. Getauscht gegen Lebensmittel und Zigaretten. Wenn wir in einem Bahnhof hielten, versuchten wir so schnell wie möglich Wasser zu holen. Je nach Laune wurde es von den Wachposten erlaubt oder auch nicht. Für uns war Vorsicht geboten, sonst ließen sie uns vielleicht nicht mehr einsteigen, und das wollten wir auf keinen Fall riskieren. Es ging alles gut, und in Frankfurt Sportfeld verließen wir den Transport. Den Rest des Weges machten wir zu Fuß. Die zu Hause gebliebenen freuten sich, als sie uns wieder sahen, aber ganz besonders über die mitgebrachten Lebensmittel. Meine Tante war sehr traurig als sie erfuhr, dass wir nichts über ihren Mann in Erfahrung gebracht hatten.

Es dauerte nicht lange und die mitgebrachten Esswaren waren verbraucht und der Hunger meldete sich wieder. Es war schon schlimm, wenn die Kartoffeln vorgezählt wurden. Manchmal fand ich abends unter dem Kopfkissen eine gekochte Kartoffel, die meine Mutter zur Seite geschafft hatte, sie schmeckte vorzüglich. Wenn man Hunger hat, schmeckt alles. So wurde z.B. aus Grieß und einigen anderen Zutaten künstliches Schmalz zubereitet. Wir wussten, es war keines, aber es schmeckte so, und das war die Hauptsache. Die Amis versorgten notgedrungen die deutsche Bevölkerung mit Maisgrieß und Kuba-Zucker. Morgens, mittags und abends, bis er uns aus dem Halse hing. Gestohlene amerikanische Zuckersäcke wurden aufgezo-gen, die beiden verschiedenen Fäden getrennt, der grau eingefärbte Wollfaden mehrmals gut gewaschen. Er sah dann fast wie der Faden von Angorawolle aus. Daraus strickte meine Tante Pullover. Auf dem schwarzen Markt wurden diese gegen Brot und Butter getauscht. Das wichtigste an der ganzen Sache war, man durfte sich nicht erwischen lassen, sonst war man alles los.

Das besetzte Deutschland war zwischenzeitlich von den Alliierten in vier Besatzungszonen geteilt worden, deren Grenzen nur mit Erlaubnis der zuständigen Militärbehörde überschritten werden durfte. Von jetzt ab gab es eine amerikanische, englische, französische und russische Zone. In der Verpflegung der Menschen hatte sich aber nichts geändert. Im Gegenteil, sie war noch schlechter geworden. Jeder versuchte jetzt auf eigenen Wegen zu etwas Essbarem zu kommen, und so fing die Zeit der sogenannten Hamstertouren an. Zeitweilig war das so schlimm, dass die Menschen auf den Trittbrettern, zwischen den Wagen und auf den Dächern der Züge wie Trauben hingen. Wir hatten erfahren, dass man im Odenwald noch Kartoffeln von den Bauern bekommen konnte. Also machten wir uns, zwei Buben der Familie Huther, Paul und ich, mit einem Leiterwagen und ein paar Säcken auf den Weg. Zu Essen hatten wir nichts dabei und mussten deshalb unterwegs bei den Bäckern um ein Stück Brot betteln. Wir hatten ganz schnell die Erfahrung gemacht, wenn man als einzelner in einem Laden bettelte, brachte das mehr ein, als wenn drei oder sogar vier Mann den Laden stürmten. Ein bisschen Lügen und Weinen erweichte so manches Herz.

Über Dieburg, Reinheim und Groß-Bieberau erreichten wir nach ca. 40 km den kleinen, etwas abseits gelegenen Ort Wersau. Hier wollten wir unser Glück versuchen. Es klappte nicht gleich, aber dann fanden wir einen Bauernhof, wo uns der Bauer erlaubte, aus den Säukartoffeln die größten herauszulesen. Wir packten auf unseren Leiterwagen ca. drei Zentner, und nachdem wir uns bedankt hatten, mussten wir uns erst eine Unterkunft für die Nacht suchen. Hinter Wersau war eine Siedlung mit Notunterkünften für Ausgebombte aus Darmstadt. Dort fanden wir eine kleine leere Holzbaracke mit strohbedecktem Boden. Wir schiefen sofort ein, denn wir waren hundemüde, und wurden erst wieder wach, als es durch das defekte Dach regnete. Wir machten uns früh auf, denn der Weg nach Hause war noch weit. Unterwegs hatten wir noch das Pech, dass ein Rad auseinanderfiel. Mit Draht von einer Weide wurde es notdürftig repariert. Einen zufällig vorbeikommenden Radfahrer aus Sprendlingen baten wir, dass er zu Hause Bescheid geben sollte. Im Messeler Wald kam man uns dann mit Fahrrädern entgegen. Für ein paar Wochen hatten wir wieder etwas zu essen. Etwas später waren wir noch einmal zu Fuß in Wersau. Diesmal waren meine Mutter und Paul mit, und wir hatten Staucherfett zum Tauschen dabei. Dieses wurde zum Schmieren von landwirtschaftlichen Maschinen gebraucht, und wir konnten den Rückweg mit drei Sack normalen Kartoffeln antreten.

Wie schon erwähnt, war ich mit einem netten Mädels befreundet, was ihrem Vater gar nicht recht war. Er versuchte immer, uns zu erwischen, was ihm aber nie gelang. Er war gegen unsere Freundschaft, weil ich ein armer Schlucker war, und das passte nicht in sein Konzept. Für seine Tochter wollte er etwas Besseres finden. Mindestens einen, der auf seiner Ebene stand. Er war ja auch Meister bei Schleussner in Neu-Isenburg. Dort hatte er in der schlechten Zeit auch Gelegenheit, an reinen Alkohol zu kommen, und daraus ließ sich Schnaps machen, mit dem man gut handeln konnte. Einmal stahl Margot ihm einen Flachmann, den wir im Kino von Dreieichenhain leeren wollten. Das war aber gar nicht so einfach. Alle Leute, die um uns herum saßen, schnüffelten schon, als ich das Fläschchen nur aufmachte. Auf dem Heimweg wurde es doch noch geleert. An Fasching wollten wir und einige Freunde eine Kappensitzung besuchen, bei der aber Kostümszwang angesagt war. Also machten wir uns auf die Suche und erfuhren, dass in Urberach ein Kostümverleih wäre. Wir

fuhren mit dem Zug los, besorgten uns die Kleidung und stellten dann erst fest, dass in den nächsten drei Stunden kein Zug mehr zurückfahren würde.

Aus Zeitvertreib spielten wir ein paar Gesellschaftsspiele. Darunter auch das Pfänderspiel „Rapp hat die Kapp verloren“. Die Pfänder mussten zum Schluss, mit einer Auflage, zurückgegeben werden. Ich hatte ein Pfand von Margot, und sie bekam, um es zurückzuerhalten die Auflage, mir einen Kuss zu geben. Sie schämte sich ganz furchtbar, und es hat sehr lange gedauert, bis sie zögernd, und unter viel Gelächter der anderen, ihre Auflage erfüllte. Das war mein erster Kuss, den ich von einem Mädels erhielt, und mein Kopf war nicht weniger rot als der ihre. Über das Geschehen machte ich mir in den Tagen danach so meine Gedanken. Das wollte ich doch nicht auf mir sitzen lassen. Sie hat mich zuerst geküsst, das war doch eine Blamage. Wie konnte ich das ändern? Bei einem abendlichen Spaziergang im Isenburger Wald fastete ich all meinen Mut zusammen und versuchte, mich zu revanchieren. Das gelang aber nur halb, denn mein Kuss, der ihre Lippen treffen sollte, landete, weil sie den Kopf wendete, auf ihrem Ohr.

Da ich aus Frankfurt wegen einer Lehrstelle noch nichts gehört hatte, ging ich, auf Verlangen meiner Mutter, zum Bürgermeister Ebert und fragte nach, ob nicht auf dem Rathaus eine Lehrstelle frei wäre. Er meinte aber, wichtiger wäre der Wiederaufbau, dort würden alle Kräfte gebraucht, und so hatte sich ein Traum meiner Mutter zerschlagen. Eines Tages erhielt ich doch noch Post aus Frankfurt, ich sollte mich bei der Firma Ludäscher vorstellen. Es ging um die Lehrstelle, um die ich mich schon am Anfang des Jahres beworben hatte. Da die Zugverbindungen noch immer sehr schlecht waren, machte ich mich zu Fuß mit meiner Mutter auf den Weg. In Sachsenhausen waren die meisten Wohnhäuser zerstört und am Main alle Brücken gesprengt. Mit einem Nachen wurden wir übergesetzt, um dann in der Altstadt nur noch über Trümmerberge zu laufen. Die meisten Straßen waren noch verschüttet und unpassierbar. Wir erreichten nach ca. drei Stunden die Eckenheimer-Landstraße, in der die Firma gegenüber dem Hauptfriedhof ihren Sitz hatte. Es war niemand da, und wir versuchten unser Glück auf dem Friedhof. Dort fanden wir aber auch niemanden, und so blieb uns nur der Rückweg. Wir gingen aber vorsichtshalber noch einmal an dem Geschäft vorbei und trafen dort auf die Eigentümer. Wir vereinbarten eine vierzehntägige Probezeit, und ich konnte Mitte Juni dort anfangen. Bis dahin wollten die beiden gleichberechtigten Eigentümer Leonhard und Martha Ludäscher (Vater und Tochter) für mich einen Lehrvertrag ausarbeiten. Dieser Vertrag sollte meine Lehrzeit, Rechte, Pflichten und Entlohnung beinhalten.

Lernen sollte ich die Berufe Steinmetz, Schrifthauer und Steinbildhauer. Lehrzeit vier Jahre, und als Entlohnung sollte ich im ersten Jahr vier Mark, im zweiten sechs Mark, im dritten acht Mark und im vierten zwölf in der Woche erhalten. Dazu muss ich sagen, zu dieser Zeit gab es weder Innung noch Handwerkskammer, bei der man sich hätte erkundigen können, ob dieser Vertrag so in Ordnung sei. Wir hatten keine Ahnung, und mein Großvater meinte: „Der ist schon so in Ordnung, zu meiner Zeit musste man acht Jahre lernen und noch Lehrgeld mitbringen.“ Dieser Vertrag wurde vom Lehrherrn, von meiner Mutter und von mir unterschrieben. Er musste dann nur noch von der noch nicht wieder eingerichteten Handwerkskammer genehmigt und den beiden Vertragsparteien übergeben werden. Auf meine öftere Bitte, den mir

zustehenden Vertrag auszuhändigen, erhielt ich immer wieder die gleiche Antwort: „Die Amis wollen in unser Haus, und der Vertrag ist in irgend einer Kiste eingepackt.“

Jetzt muss ich ca. vier Jahre vorgreifen. Meine Lage war finanziell so schlecht, dass ich mir überlegte, meine Lehre abzubrechen, um wie die meisten meiner Schulkollegen bei den Amerikanern zu arbeiten. Wenn ich meine Monatskarten für den Zug und die Straßenbahn bezahlt hatte, blieb mir kaum noch was übrig. Meine Mutter konnte mir auch keinen Zuschuss geben, da sie nur eine Minimalrente erhielt, denn mein 1942 gefallener Vater war als ehemaliger Parteigenosse noch nicht entnazifiziert. Aber vorher wollte ich mich beim damaligen Innungsmeister Wagner erkundigen, ob es nicht einen anderen Weg gäbe. Er war, nachdem ich ihm alles geschildert hatte, sehr erstaunt. Um Einsicht in meinen Lehrvertrag zu erhalten, sollte ich auf die Geschäftsstelle der Handwerkskammer gehen und um Einsicht zu bitten. Dort traf mich fast der Schlag, der Lehrvertrag war ohne unsere Einwilligung geändert worden. Darauf stand jetzt auf einmal drei Jahre Lehrzeit und beim Lohn stand, „bekommt Kost und Logis“. Der Innungsmeister wollte einen Vergleich anstreben, und so erfuhr mein Meister, dass ich ihn auf die Schliche gekommen war.

Nach Beendigung meiner vierjährigen Lehrzeit fing ich bei der Firma F. Hofmeister als Steinmetz und Schrifthauer an zu arbeiten. Ich erzählte meine ganze Geschichte unserem Betriebsrat, und er meinte: „Das ist eine Sache für die Gewerkschaft, sie würde meine Lehrfirma vor dem Arbeitsgericht verklagen“. Dies geschah dann auch und meine ehemalige Lehrfirma musste mir für ein Jahr 1800 DM Gesellenlohn nachbezahlen. Das war damals viel Geld, denn es war das erste Jahr der neuen Währung. Der Richter fragte mich noch, ob ich auf einer Bestrafung wegen Urkundenfälschung bestehe, darauf legte ich aber keinen Wert.

Jetzt muss ich aber wieder zurückkommen auf den Anfang meiner Lehrzeit. Die ersten Wochen fuhr ich mit dem Fahrrad auf die Arbeit und das war gar nicht so leicht. Ich war es nicht gewöhnt, den ganzen Tag auf den Beinen zu stehen, schwer zu arbeiten und wenig zu essen. Es gab zwar für Halbschwerarbeiter eine bessere Lebensmittelkarte, aber die reichte auch nicht aus. Zu dieser Zeit musste ich 52 Stunden in der Woche arbeiten. Montags bis freitags von 7 - 17 Uhr und samstags von 7 - 13 Uhr. Im Jahr gab es zwei Wochen Urlaub. Wir hatten in unserem Betrieb keinen Strom und kein Wasser. So mussten alle Arbeiten mit der Hand gemacht werden. Dadurch lernte ich vieles, was mir in meiner Zukunft von großem Nutzen sein sollte.

Abends, wenn ich nach Hause fuhr, war ich oft am Ende meiner Kraft. Den Henninger Berg in Sachsenhausen kam ich oft nicht mehr rauf und so hieß es absteigen und schieben. Das Fahrrad, das ich hatte, war auch nicht mehr das Beste. Es war ein Rennrad meines Vaters: gebogener Lenker und einen ganz schmalen langen Sattel. Die Bereifung war an manchen Stellen überlegt und mit Draht umwickelt. Eines Tages überholte mich am Henninger Berg ganz langsam ein Lastzug mit Hänger. An diesem hielt ich mich fest. Zum Wald hin ging es dann etwas bergab und der LKW kam in Fahrt. Mein Vorderrad, drahtumwickelt, war nicht in Ordnung, und ich ließ mich lieber wieder gehen. Bei drei Meter Abstand vom Hänger tat es einen Knall, und ich flog samt Rad in einem hohen Bogen in den Straßengraben. Der umwickelte Draht hatte sich gelockert und im Schutzblech

verfangen. Mein Fahrrad war hin, und ich musste von nun an mit dem Zug auf die Arbeit fahren.

Das war aber leichter gesagt als getan. Zu der Zeit fuhr nur morgens ein Zug von Darmstadt nach Frankfurt/Süd und abends wieder zurück. Er bestand vorne aus einigen Personenwagen mit vernagelten Fenstern und einem kleinen Loch in der Mitte, dass man überhaupt sah, wo man sich befand. Hinter den Personenwagen hingen noch einige überdachte Güterwagen. Man musste erst einmal nach Buchschlag laufen, weil auf der Rodgaubahn überhaupt nichts lief. Mit der Pünktlichkeit war das auch so eine Sache, die Amis hatten überall Vorfahrt. Bis der Zug von Darmstadt nach Buchschlag kam, war er schon gerammelt voll und wir mussten in die Güterwagen oder, wenn die schon voll waren, auf die Trittbretter. Der schönste Platz aber war der, wenn noch nicht besetzt, in einem Bremserhäuschen. Damals wurden die Züge ja noch von Dampfloks gezogen, und die wurden mit Steinkohle gefeuert. Die guten Kohlen wurden als Reparationskosten beschlagnahmt, und wir bekamen den Dreck. Die mit den schlechten Kohlen geheizten Kessel der Loks erzeugten viel schwarzen Qualm sowie viel Ruß und wer mit einem Platz außerhalb des Zuges zufrieden sein musste, sah dann auch dementsprechend aus. Bei jedem Vor- oder Hauptsignal hielt der Zug, weil, wie schon erwähnt, die Amis Vorfahrt hatten, und so dauerte die Fahrt oft doppelt so lang wie normal. Die ersten Züge fuhren, weil alle Mainbrücken gesprengt waren, bis Frankfurt/Süd. Vom Südbahnhof musste ich bis zum Main laufen und mit einem Nachen übersetzen. Die nächste Straßenbahnhaltestelle war in der Neue Mainzer Straße und von dort aus ging es mit der Linie 7 zum Hauptfriedhof in der Eckenheimer Landstraße.

## 1946

Die ersten Verbesserungen waren: Es wurden keine Güterwagen mehr zum Personentransport eingesetzt, und auf der Rodgaustrecke fuhren auch wieder Züge. Was aber keine Verbesserung in der Pünktlichkeit brachte. Im Gegenteil, bis zum Abend hatten die Züge sehr oft drei Stunden Verspätung. Wenn auf dem Abstellgleis im Südbahnhof noch kein Zug stand, konnte man ohne weiteres mit der wieder intakten Straßenbahn nach Neu-Isenburg fahren und nach Hause laufen. Das ging dann immer noch schneller, als auf den Zug zu warten. Keiner der Züge war geheizt, und im Winter war es sehr kalt. Wärme wurde durch die Menschen erzeugt, weil sie dicht an dicht in den Wagen standen.

Mit der Berufsausbildung war das auch so eine Sache. Da es keinerlei Rohmaterial gab, musste es auf einem anderen Weg beschafft werden. Mein Meister holte sich bei der Stadtverwaltung die Genehmigung, Steine aus den Trümmern der zerbombten Gebäude zu holen. Wir zogen einen kleinen schweren Wagen mit kräftigen Gussrädern die Eckenheimer-Landstraße hinunter und luden am Scheffeleck aus einem Trümmergrundstück eine noch nicht zerbrochene Balkonplatte von ca. sechs Zentnern auf. Jetzt ging es wieder die Straße hinauf, und wer meint, die Eckenheimer Landstraße gehe nicht bergauf, dem kann ich, aus eigener Erfahrung, was anderes sagen. Das Schlimmste war aber, am Scheffeleck fuhr damals die sogenannte Trümmerbahn, deren Geleise waren einfach in Sand auf

der Straße verlegt, und da mussten wir drüber. Wenn uns nicht fremde Leute geholfen hätten, hätten wir wieder abladen können. Was auch noch beschwerlich war, damals waren die Straßen noch gepflastert und die Deichsel ruckte hin und her. Am Abend spürte ich meine Arme nicht mehr. Aus dieser Balkonplatte musste ich dann einen Familiengrabstein, mit einem erhabenen gekreuzten Palmzweig herstellen. Das Material war, da es vielleicht schon 50 Jahre als Balkonplatte diente, sehr ausgetrocknet, sehr hart und kostete viel Werkzeug.

Neben unserem Geschäft war eine Gärtnerei, und diese hatte an unserem Zaun entlang einen Komposthaufen angelegt. Bei warmem und feuchtem Wetter krochen darauf viele Schnecken herum. Ich musste sie holen, als Futter für die Hühner meines Meisters. Eines Tages schickte er mich wieder über den Zaun, um Schnecken zu lesen, aber dieses Mal nahm er sie mit in seine Küche. Dazu muss ich noch sagen, mein Meister war von Geburt aus Elsässer. Kurz darauf rief er mich, und es roch wunderbar nach gebratenem Fleisch. In der Pfanne lag ein ganzer Berg mit Weckmehl überzogene Fleischstücke. Er lud mich zum Essen ein, und ich, misstrauisch geworden, fragte, was das in der Pfanne sei. Der herrliche Duft zog mir durch die Nase und ich bekam immer mehr Hunger. „Probiere“ und es schmeckte vorzüglich. „Das sind deine Schnecken!“ sprach er, und mir verging auf einen Schlag der Appetit. Dann überlegte ich mir, wenn er und seine Tochter sie essen, kannst du das auch. Aß meinen Teil, denn der Hunger war doch größer als die Abneigung.

So manches wurde mit der Zeit doch wieder besser, die Fenster in den Personenwagen wurden verglast und fuhren jetzt über Frankfurt/Sportfeld zum Hauptbahnhof und nachdem die Main-Neckarbrücke wieder aufgebaut war, auch direkt in den Hauptbahnhof. Ich lernte bei meinem Meister aber auch andere Sachen. Im Sommer fuhr ich fast jeden Samstag mit einem Drückkarren voll Laub von unserem Kompostplatz in den Schrebergarten, den mein Meister in Eschersheim hatte. Gartenarbeiten, Bäume schneiden, Veredeln von wilden Schösslingen, Pfropfen und Äugeln von Obstbäumen lernte ich noch nebenher. Mir war es recht, ich hatte dort immer genug Obst und andere Gartenfrüchte zum Essen. Mein Meister meinte immer: „Junge ess, so lang es noch hier im Garten ist, wenn es einmal zu Hause ist, kannst du nur schwer was bekommen.“ Er kannte seine Tochter genau, sie zählte die Äpfel, die im Keller für den Winter eingelagert wurden und schrieb die Zahl an jedes Regal. Sie war ein Biest, und sie hatte auch den Schlamassel mit meinem Lehrvertrag ausgeheckt.

Manchmal musste ich mich schon morgens um 8 Uhr beim Fisch-Brenner in der Glauburgstraße in einer Schlange von Menschen anstellen. Um 9 oder 10 Uhr wurde ich dann von der Tochter des Meisters, von Fräulein Ludäscher wie sie genannt werden wollte, abgelöst. Ein Fräulein war sie bestimmt nicht mehr, denn sie war ja schon mit dem ehemaligen Teilhaber des Meisters verheiratet. Im Winter musste ich öfters im Osthafen mit unserem Drückkarren Kohlen holen, lud dann auf dem Rückweg im Geschäft zwei Zentner ab und schaffte den Rest in die Wohnung des Meisters in den Geisselsteinweg (Preungesheim). Das waren dann zusammen gerechnet mindestens 10 km. Dass ich danach erledigt war, kann man sich ja denken. Gefroren habe ich bestimmt nicht.

Dabei hatte ich einmal ein ganz besonderes Erlebnis. Auf der Straße vor der amerikanischen Kaserne im Marbachweg war ein großer Bombentrichter, der mit Schutt verfüllt war. Da es aber an den Vortagen viel geregnet hatte, war es im Bereich des Bombentrichters morastig. Dessen bewusst, nahm ich mit dem Drückkarren einen Anlauf und wollte mit Schwung da durch. Es hat nicht gereicht, und ich saß mitten drin fest. Ich bemühte mich, mit all meiner Kraft. Es hatte keinen Wert, ich kam nicht mehr weiter. Auf einmal hielt ein Jeep, und ein amerikanischer Offizier griff ins Rad und mit vereinten Kräften gelang es, den Wagen wieder auf den Asphalt zu schaffen. Seine Schuhe und die Hose waren ganz mit Schlamm bespritzt, er grinste, klopfte mir auf die Schulter, sprang in sein Fahrzeug und fuhr davon. Mir hatte es die Sprache verschlagen.

Da es zu dieser Zeit wenig zu rauchen gab, pflanzten viele Leute Tabak. Mein Meister auch. Die unteren gelben Blätter wurden abgepflückt und zum Trocknen auf eine Schnur gezogen. Diese hingen dann in der Werkstatt kreuz und quer zum Trocknen an der Decke. Ich hatte in meiner Jacke, die im unverschlossenen Spind hing, eine Blechdose, darin war mein Tabak. Im Geschäft durfte ich nicht rauchen. Im Zug aber, bei den anderen wurde dieser Untugend gefrönt. Eines Tages war mir aber der Tabak ausgegangen, und ich dachte für mich, der Meister merkt es bestimmt nicht, und nahm mir eins oder zwei seiner Tabakblätter. Am anderen Abend, als ich im Zug meine Dose aufmachte, um mir eine Zigarette zu drehen, fand ich einen Zettel, und darauf stand: "Wer nicht pflanzt, soll auch nichts ernten." Daraus habe ich auch eine Lehre gezogen, und mein Meister verlor darüber nie ein Wort. In dieser Zeit stellte mein Meister auch einen Steinmetzgesellen ein. Herr Wanischek, Flüchtling aus dem Sudetenland, kam aus der Kriegsgefangenschaft, war schon etwas älter und ein prima Kerl. Er hat mir auf ganz andere Art viel beigebracht, was ich in meinem späteren Beruf gut gebrauchen konnte. Schade, dass er nicht länger bei uns blieb.

Bald schon gab es neue Probleme. Die amerikanische Militärregierung verfügte, dass keine ehemaligen deutschen Militärklamotten mehr getragen werden durften. Das war für viele fast unzumutbar. Ich trug auf dem Weg zur Arbeit eine alte graue Wehrmachtshose und eine Feldbluse der Organisation Todt, dazu zwei Jahre lang schiefgelaufene Holzschuhe. Wir trugen die Klamotten ja nicht zur Provokation, sondern wir hatten nichts anderes. Was sollten wir machen? Alles blau einfärben. Es gab aber keine blaue Farbe mehr zu kaufen. Von nun an hatte ich dafür eine Bescheinigung in der Tasche. Denn im Frankfurter Bahnhof kontrollierte die Militärpolizei. Es waren immer dieselben, ein langer Dünnler und ein kleiner Dicker. Wir sprachen nur vom Pat und Patachon. Der Lange war so groß, dass er über alle Menschen sehen konnte, und sah er dann einen mit alten Militärklamotten, gab er dem Dicken einen Wink, und der schwirrte los. Ihre Opfer mussten mit auf die Wache, Ausweiskontrolle und mit der Auflage, sich nach drei Tagen in ziviler Kleidung vorzustellen. Danach wurden sie wieder entlassen. Ich hatte das Glück, dass ich nicht erwischt wurde. Meine Mutter färbte die Militärsachen später blau, und ich hatte meine Ruhe.

Öfters fuhren wir, mein Freund Franz und ich, auch zum Schwarzmarkt nach Frankfurt. Dort gab es alles, was das Herz begehrte, man musste nur das richtige Tauschmittel haben. Geld war nichts wert, es gab nur eine Währung, die Bestand

hatte und das war die Zigarettenwährung. Deutsche Zigaretten taugten nichts, nur die amerikanischen waren gefragt, und wo sollten wir armen Teufel die her bekommen. Als Vergleich, eine Packung Amizigaretten (20 Stück) kosteten 100,- RM, das Stück also 5,- RM. Einzeln kostete das Stück aber 7,- RM, und ich verdiente im ersten Lehrjahr in der Woche 4,- RM.

Wir hatten wieder einmal einen Zug verpasst und trieben uns in den Wartesälen des Hauptbahnhofes herum. Wir mussten achtgeben, dass wir nicht bei einer Razzia erwischt wurden, denn dann kämen wir erst wieder am anderen Tag frei. Die Polizei hatte es besonders auf Schwarzhändler und leichte Mädchen abgesehen. An diesem Abend tauschte ich drei amerikanische Zigaretten gegen einen fast neuen Militärpullover. Ich konnte ihn gut gebrauchen, denn ich hatte nicht viel zum Anziehen. Mit dem letzten Zug fuhren wir in Richtung Darmstadt und mussten dann vom Buchschlager Bahnhof nach Sprendlingen laufen. Wir hatten was getrunken und waren in guter Stimmung. Fast alle Häuser in Buchschlag waren nach dem Krieg von den Amerikanern beschlagnahmt worden und so wohnten dort auch nur Amis, und wir waren auf sie nicht gut zu sprechen. Wir und all die anderen, die in dieser Nacht von Buchschlag nach Sprendlingen liefen, hatten gute Laune und sangen alte Militärlieder, vielleicht auch einige Nazilieder. An der katholischen Kirche wurden wir von Hilfspolizisten in Empfang genommen und ins Rathaus gebracht. Erst kamen wir in einen Kellerraum, und dann wurden wir einzeln vernommen. Bei der Ausweiskontrolle stellte sich heraus, dass unter den Fremden, die mit uns liefen, auch zwei Personen mit jüdischem Glauben waren, und die gaben an, dass wir die Lieder nur zum Spott gesungen hätten und so erhielten wir unsere Freiheit wieder.

Der Winter 1945/46 war einer der schlimmsten, die ich in meinem Leben erlebt habe. Es gab sehr wenig zu essen, war bitterkalt, und man konnte nirgends Kohlen kaufen. Im höchsten Fall gab es Kohlengrus. Diesen musste man feucht machen und in Papier einwickeln, dass er überhaupt brannte. Es wurde alles verbrannt, was an Holz zu finden war, so manche Feldscheune verlor damals über Nacht ihre Bretterverkleidung. Mein Onkel, der kurz vorher aus der Gefangenschaft zurückgekommen war, fuhr mit seinem alten Lanzbulldog und einem Anhänger Holz für die Gemeinde. Er hatte auch einen Passierschein, um das Sperrgebiet westlich der Eisenbahnlinie Frankfurt-Darmstadt, zu betreten. Sein Sohn und ich halfen ihm an einem Wochenende und entdeckten dabei in der Nähe von Mitteldick, einige von deutschen Fliegern angelegte, unterirdische Schutzbunker für Munition. Daran erinnerte ich mich, als wir Vorbereitungen für Sylvester trafen. Für Deutsche war das Hantieren mit Sylvesterknallern strengstens verboten.

Wir überlegten, wie wir ohne große Gefahr an diese Munition kommen könnten. Ein paar von uns schlichen abends am Bahnwärterhäuschen nahe des Buchschlager Friedhofs über den Bahndamm, überzeugten uns, dass keine Patrouille kam und unterwühlten den hohen Doppeldrahtzaun des Sperrgebietes. Nachdem wir diese Stelle getarnt hatten, zogen wir in Richtung Mitteldick los. Wir erreichten auch ungesehen die Unterstände, brachen sie auf und mit einigen Kasten Leuchtspur ging es wieder zurück. Am Zaun mussten wir erst warten, bis ein Jeep vorbei war, und krochen wieder unter dem Stacheldrahtzaun durch. Im letzten Moment wurden wir von dem Drehscheinwerfer auf dem Jeep erwischt. Die Sirene heulte auf, und wir mussten laufen so schnell wir konnten. Über den Bahndamm und nichts wie ab.

Unser Vorteil war, dass die Amis erst das Tor und dann die Unterführung am Hengstbach benutzen mussten. Sie fanden uns nicht mehr, und wir konnten dadurch leicht entkommen.

Die Leuchtpurgeschosse wurden aus den Gurten gedrückt und die Spitze gelockert und abgezogen. In der Hülse waren zwei kleine Säckchen mit Schwarzpulver und eine Leuchtkugel. Wenn man die Säckchen etwas hochzog, dass der Schnippel über den Rand schaute, konnte man ihn ohne Gefahr anstecken, und schon zischte sie los. Das wurde in Sprendlingen sofort ausprobiert, und es klappte auch. Die von den Amis eingesetzten deutschen Hilfspolizisten hatten das aber schnell gemerkt und suchten uns. Mit ihren genagelten alten Militärstiefeln hörte man sie schon von weitem kommen und wir konnten ihnen leicht ausweichen. Einen Teil unserer Beute tauschten wir gegen Esswaren und Getränke ein, und so konnte Sylvester kommen. Wir würden das neue Jahr begrüßen, wie es sich gehörte.

Gleich nachdem das Vereinsverbot von den Amerikanern etwas gelockert wurde, kamen die Jugendlichen der katholischen Laurentius-Gemeinde auf die Idee, eine Jugendgruppe zu gründen. Den Antrag musste der für Jugendfragen zuständige, in Neu-Isenburg stationierte amerikanische Offizier Captain Rollowsk genehmigen. Er war auch unser Ansprechpartner für Sportgeräte, wie z.B. Bälle, Boxhandschuhe und eine Tischtennisplatte samt Zubehör. Außerdem verlieh er für besondere Zwecke (Wallfahrten), vorausgesetzt wir konnten einen Fahrer stellen, der bei den Amerikanern arbeitete, Mannschaftswagen oder Trucks. Vorerst bestand unsere Jugendgruppe, Buben und Mädchen fein säuberlich getrennt, aus Jugendlichen über 14 Jahren. Wir trafen und jeden Montag im Gemeinderaum unserer Kirche. Meistens sprach Pfarrer Hofmann ein paar fromme Worte, eh er sich wieder zurückzog. Dann konnten wir uns nach Herzenslust austoben. Der lange kalte Winter und die schlechte Ernährung hatten bei vielen Menschen Spuren hinterlassen. Die Gesichter waren eingefallen und grau, und es gab nur wenig, worüber sich die überwiegende Mehrheit der Menschen freuen konnte. Warum sollten wir uns da nicht ein paar schöne Stunden leisten?

Im Sommer hatte mein Onkel mit viel Müh und Not unsere Dreschmaschine wieder in Ordnung gebracht und so aufgestellt, dass man damit in der Erntezeit auch wieder dreschen konnte. Die Treibriemen mussten aufgelegt, gespannt und alle Nippel mit Staucherfett abgeschmiert werden. Gleichzeitig hatte er im Becherwerk der Maschine einen doppelten Boden eingebaut, und dadurch konnte er später, wenn gedroschen wurde, jeden Tag ca. einen halben Sack Getreide abzweigen. Den wir, natürlich hinten herum, beim Theisenmüller gegen Mehl und beim Bäcker Löffler gegen Brot eintauschten. Die Sache hatte nur einen Haken, der Bauer, der morgens als erster am Dreschen war, musste ein großer sein, damit der Schwund von einem halben Sack nicht auffiel. Auch hatten die Kontrolleure der Gemeinde (Lebensmittelüberwachung), die jeden Sack zählen mussten, ein wachsames Auge. Aber wer gut schmiert, der fährt auch gut.

Kurze Zeit danach wurde ich krank und bekam sehr hohes Fieber. Der Hausarzt Dr. Mann stellte eine trockene Rippenfellentzündung fest. Dazu gesellten sich noch eine Gelbsucht und der Verdacht auf Lungenentzündung. Ich lag sechs Wochen flach und erholte mich nur sehr langsam. Wenn ich aufstehen musste, wackelten mir die Knie,

und ich war froh, wenn ich mich wieder hinlegen konnte. Meine Mutter gab sich große Mühe und päppelte mich mit Haferbrei ganz langsam wieder hoch. In unserem Zimmer hörte ich dann die Dreschmaschine laufen, und das wollte ich doch einmal sehen. Wo wir doch so schwer daran gearbeitet hatten, bis sie auf dem Platz stand, wo sie hingehörte. Also rappelte ich mich auf und schlich nach draußen. Stand oben am Hauseck und lehnte mich an die Wand, als ein Schulkamerad zu mir trat, um festzustellen, dass ich sehr schlecht aussehen würde. Er bot mir eine Zigarette an und das war mein Fehler, ich hätte sie nicht nehmen sollen. Sie warf mich um, ich brach zusammen und kam erst wieder zu mir, als ich schon wieder im Bett lag. Meine Mutter hielt mir eine gewaschene Standpauke und das Schlimmste war, ich musste ihr auch noch Recht geben. Es dauerte noch einige Wochen, bis ich wieder auf die Beine kam. Später, bei den alle zwei Jahre stattfindenden berufsbedingten arbeitsmedizinischen Untersuchungen, wurde ich immer wieder auf die dunklen Flecken meiner Lunge und das zu geringe Luftvolumen angesprochen. Das war ein Überbleibsel von dieser damals sehr schweren Erkrankung.

Im Spätsommer wurde auch noch eine jüngere katholische Jugendgruppe gegründet. Sie waren im Alter zwischen 12 und 14 Jahren und konnten sich aus dem Kreis der Älteren einen Gruppenleiter wählen, und ich war der Dumme. An meinem ersten Gruppenabend stellte Pfarrer Hofmann mir die Frage, wie ich mir meine Treffs vorstelle, und meine Antwort war: „Zuerst einmal Welt, dann noch mal Welt und dann erst die Kirche“. Damit bin ich natürlich in ein Fettnäpfchen getreten. Wir waren uns wegen meiner HJ-Vergangenheit sowieso nicht so ganz hold, was er mich auch öfters mal spüren ließ. Wie z.B. beim Verteilen von US-Geschenken aus Carepaketen. Die Frommen erhielten die guten Sachen und die Anderen das Minderwertige. Mir wurde eine Krawatte zugeteilt, nur ich hatte kein Hemd, auf dem ich sie tragen konnte.

Die Jungen und ich, wir hatten uns schnell aneinander gewöhnt. In unserer Gruppenstunde ging es oft recht lustig zu. Einmal wollten sie mich unbedingt reinlegen, sie gaben sich alle Mühe, aber es klappte nicht so richtig. Dafür traf es aber ungewollt einen anderen. An diesem Abend war Tischtennisspielen angesagt. Sie schickten mich nach draußen mit der Begründung, ein Freund von mir wäre dort und wollte mich sprechen. Als ich durch die Eingangstür ging, fiel eine große Büchse mit Wasser von oben herab. Ich hatte Glück und das Wasser traf mich nur am Arm. Die Enttäuschung war natürlich riesengroß, und sie versuchten es noch ein paarmal. Was aber nicht gelang, denn ich wusste ja, was mich da draußen erwartete. Auf einmal platschte es ganz gewaltig, und Pfarrer Hofmann schaute kurz darauf zur Tür herein. Der arme Kerl, die Zigarre in seiner Hand war aus, die wenigen Haarsträhnen, die er noch auf seinem Kopf hatte, hingen ihm ins Gesicht und er war ganz nass. Er meinte nur, das könnt ihr doch nicht mit mir machen, und war ganz schnell wieder verschwunden.

Ein anderes Mal überredeten wir ihn, uns behilflich zu sein. Wir wollten den Mädchen einen Streich spielen. Er hörte sich unseren Plan an und meinte, aber erst warten, bis er drin sei. Zwei von uns versteckten sich hinter der an der Wand stehenden Tischtennisplatte. Die Tür wurde zugeschlossen und gleichzeitig die Sicherung im Stromkasten rausgedreht. Jetzt fingen die hinter der Platte Versteckten an zu rumoren. Wir hatten aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Wenn wir nicht ganz

schnell die Tür wieder aufgeschlossen hätten, wären unsere Freunde im Raum furchtbar verhaun worden.

Da es für die Zentralheizung keine Kohlen gab, stand in unserem Raum ein Kanonenofen, der mit Holz geheizt wurde. Kurz nach Sylvester brachte einer ein paar Heuler mit, steckte einen am Ofen an und ließ ihn unter den Tisch fallen. Er zischte los, und der Rest der Mannschaft erschrak natürlich. Fenster auf und den Gestank abziehen lassen, denn das war was für unseren Pfarrer. Er erschrak natürlich auch, und weil der Heuler zwischen seine Beine geraten war, sprang er von einem auf das andere Bein. Daraufhin verließ er den Raum, ohne ein Wort zu sagen.

Meine Freundin begann bei der Firma Bratengeier in Sprendlingen eine Lehre, wurde aber im zweiten Jahr in die Hauptverwaltung nach Frankfurt versetzt. Wir richteten es so ein, dass wir morgens und abends zusammen den gleichen Zug benutzen konnten. Sie lernte im Büro einen Studenten kennen, und als sie dies zu Hause erzählte, witterte ihr Vater seine Chance. Der arme Student wurde zum Essen eingeladen, umschwärmt und gefördert, und so ging unsere Freundschaft so langsam in die Brüche. Die Sache lief noch einige Wochen zweigleisig, bis ich die Nase voll hatte und ein Ende machte. Es tat ein bisschen weh, aber das ging auch vorüber. Denn ich stellte bald fest, dass auch andere Väter schöne Töchter hatten.

Die Gruppe der älteren Mitglieder der katholischen Jugend spielte auch Theater, und zwar Stücke von Hans Sachs, und damit gingen wir auch in die Öffentlichkeit. Unser erster großer Auftritt war in dem ev. Gemeindehaus in der Darmstädter Straße (Darmstädter-Hof). „Das Denkmal“ und „Die Schulstunde“ waren unsere Renner. Mit diesen Stücken fuhren wir auch über Land, und zwar nach Neu-Isenburg und Jügesheim. Bei diesen Treffen bildete sich schon bald ein Freundeskreis aus Franz Hauk, Erwin Kirscher, Hans Köchelein, Kurt Stroh und mir, der auch privat zusammen kam. Wir gingen tanzen, ins Kino und machten Fahrradtouren. Ohne, aber manchmal auch mit Freundinnen.

Mit den Fahrten war das aber zu dieser Zeit nicht so einfach. Fremde wurden in den Dörfern nicht gerne gesehen, und wir mussten uns manchmal unserer Haut wehren. Die Luftpumpen waren immer griffbereit, aber vor allem waren wir schnell beim Fersengeldgeben. Einmal machten wir, drei Buben und zwei Mädchen, an einem Pfingstsamstag auf den Weg nach Rosenberg in Bayern. Franz' Verwandtschaft feierte eine Bauernhochzeit, da gab es was zu essen, und das durften wir uns nicht entgehen lassen. Wegen einem Gewitter erreichten wir unser Tagesziel mit einer Übernachtungsmöglichkeit nicht. Das war aber nicht der einzige Grund, der uns die Fahrt schwer machte. Franz' Freundin hatte erst ein Jahr zuvor Radfahren gelernt, und das brachte uns fast zur Verzweiflung. Am Anfang war ja alles recht schön, aber je weiter wir in den Odenwald kamen, desto schlimmer wurde es. Am Berg wurde gezogen, gedrückt und geschoben, bis wir Anni oben hatten und das kostete uns viel Zeit. Dann hatte sie die Nase voll, setzte sich in den Graben und meinte: „Keinen Schritt mehr weiter, ich kann nicht mehr.“ Also blieb uns nichts anderes übrig, da es schon so langsam anfang dunkel zu werden, als uns ein Nachtquartier zu suchen. Die Mädchen passten vor einer Gaststätte auf die Räder acht und wir verteilten uns, um einen trockenen Platz zu suchen, wo wir unser Zelt aufschlagen konnten. Franz hatte im Dunkeln etwas gefunden, einen Park mit einem offenen Tor, einer Hütte und

großen Bäumen, unter denen es trocken war. Wir versuchten die Hütte zu öffnen, was aber nicht gelang, und so blieb uns nichts anderes übrig, als unser Zelt aus alten dreieckigen Militärplanen aufzubauen und uns darin zu verkriechen. Am anderen Morgen musste ich als Jüngster wie immer, Wasser holen und Feuer anmachen, um Tee zu kochen. Als ich aus dem Zelt kroch, traf mich bald der Schlag, wir hatten unser Zelt auf einem Friedhof aufgeschlagen. Ich ging in den Ort und holte an einem Brunnen Wasser. Als ich wieder zurückkam, saß Franz am Zelteingang und blinzelte noch ganz verschlafen in die Gegend. Durch unser Lachen wurden die anderen erst richtig wach, und da bekamen wir von den Mädels was zu hören. Nie wieder wollten sie mit uns in einem Zelt schlafen. Hinter der Hütte fand ich ein paar alte Grabkreuze, mit denen ich dann Feuer machte. Eine alte Frau kam den Berg hoch und war natürlich sehr erstaunt bei unserem Anblick. Wir kamen ins Gespräch und erzählten ihr, dass wir erst in der Hütte übernachten wollten, sie aber verschlossen fanden. Da hätten wir ruhig drin schlafen können, heute Nacht hat darin kein Sarg gestanden, meinte sie. Wir kamen gut nach Rosenberg, ließen es uns schmecken und tranken viel Most. Vielleicht auch ein wenig zu viel, denn am nächsten Tag ging es ja wieder zurück, und wir erreichten über Miltenberg am Pfingstmontag wieder unseren Heimatort.

Im ersten Jahr meiner Lehre konnte ich die Berufsschule nicht besuchen, da es erstens keine Räumlichkeiten und zweitens keine Lehrer gab. Alle Lehrer waren wegen der Zugehörigkeit zu einer Naziorganisation aus dem Schuldienst entlassen worden. Für uns, die wir einen Beruf hatten, der nur von sehr wenigen Lehrlingen ergriffen wurde, war es noch schlimmer. Man stopfte all die Lehrlinge zusammen, die einen seltenen Beruf hatten, und als Berufsschullehrer bekamen wir einen Flugzeugingenieur, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hatte. Herr Eide Benz bemühte sich redlich, aber ohne Bücher war er auf uns angewiesen. Ich habe in einer Klassenarbeit alle Steinmetzwerkzeuge gezeichnet und erklärt. Das waren dann seine ersten Unterlagen, mit denen er wenigstens etwas anfangen konnte. Von da an kam ich mit ihm sehr gut aus, was sich natürlich auch in meinen Noten bemerkbar machte. Gleichzeitig regte er an, dass die Klasse mich als Klassensprecher wählen sollte. Das war damals ganz was Neues, mit dem wir erst zurechtkommen mussten. Unsere Schule war in einem ehemaligen Gefangenenlager eingerichtet worden, und zwar in Bornheim in der Buchwaldstraße. Rundum ein hoher Stacheldrahtzaun und zwei Tore, die ebenfalls mit Stacheldraht gesichert waren. Unser Unterricht war einmal in der Woche von 8 - 15 Uhr und danach mussten wir noch einmal in den Betrieb. In der linken Hälfte des Gebäudes waren wir Buben und in der rechten die Mädels. Das ging nicht lange gut, denn wenn die Stunden angingen, waren viele der Jungs in den Räumen des anderen Geschlechtes. Was zur Folge hatte, dass die Gänge in den einzelnen Etagen zugemauert und quer durch den Hof eine Schlosserei gebaut wurde.

Es war überhaupt nicht so einfach mit den Berufsschülern. Viele unserer Mitschüler waren sogenannte Umschüler. Es waren Soldaten, die einen Beruf, den es nach dem Krieg nicht mehr gab, oder wie die meisten überhaupt keinen Beruf gelernt hatten und jetzt aus der Gefangenschaft zurückkamen. Sie ließen sich von den Lehrern, was ja auch verständlich war, nicht mehr alles gefallen, wie z.B. das Rauchverbot in den Pausen. Zwischen ihnen und der Pausenaufsicht des Rektors Jüngst kam es manchmal zu Schlägereien, die erst endeten, wenn die Polizei am Tor erschien.

# 1947

1947 wurde bei uns im Geschäft ein zweiter Lehrling eingestellt. Er war ein echter Frankfurter, sehr schwächling, aber mit einer losen Schnauze und hieß Roman Bartholome. Wir kamen sehr gut miteinander aus. Hinter den Ohren hatte er es faustdick und von diesem Tag an hatten wir immer etwas zum Rauchen. Viele Kunden brachten, um überhaupt etwas zu bekommen, von ihren Zigarettenkarten die Abschnitte mit. Weil aber die Ausgabemenge oft unterschiedlich war, konnte Roman ganz leicht Frl. Ludäscher bescheißen. Ich hätte mich nie getraut, aber mein Kollege kannte da nichts. Einmal schafften wir wieder mit unserem Drückkarren das Obst vom Schrebergarten in die Wohnung unseres Meisters. Unterwegs tauschte Roman Obst pfundweise gegen Zigaretten, und auf dem Marbachweg sprach uns ein Taxifahrer an und bot uns eine Stange (das waren 10 Schachteln) Amizigaretten für einen Korb voll Äpfel. Das konnten wir nicht machen, es wäre bestimmt aufgefallen und unser Meister hätte uns das nie verziehen.

Wir fuhren einmal mit der Straßenbahn vom Garten ins Geschäft zurück. Standen auf der offenen Plattform, als sich von hinten ein Jeep näherte, in dem außer dem Fahrer auch noch eine deutsche Amischickse saß, und die hatten wir besonders gern. Als der Jeep an einer Haltestelle neben uns hielt, fingen wir gleich an zu stänkern. Vielleicht waren unsere Worte ein bisschen hart, denn an der nächsten Haltestelle stand auf einmal der Ami bei uns auf der Plattform und wir erhielten eine Tracht Prügel. Wir haben es überstanden und lebten noch. Was aber unsere Meinung über diese Sorte von Frauen nicht änderte.

Die Frauen damals waren sowieso nicht so ganz ohne. Manche arbeiteten bei den Amis, um ihre Familie, weil der Vater vielleicht gefallen oder in Gefangenschaft war, zu ernähren. Viele aber zog der Luxus, den die Amis bieten konnten, an. Für Zigaretten, Schokolade, Nylonstrümpfe oder andere moderne Artikel machten sie alles. Vielleicht machten sie sich auch Hoffnung, nach Amerika zu kommen. Schlimm war es, wenn sie dann auch noch Kinder bekamen und wenn diese schwarz waren. Da musste manche der Frauen Spießruten laufen. Von uns wollten sie nichts wissen, wir waren ja arme Schweine, und bei denen war nichts zu holen. Wenn die Amerikaner auf Tanzveranstaltungen auftauchten, um uns unsere Mädchen abspenstig zu machen, gab es sehr oft Krach und der artete manchmal auch in Schlägereien aus. Wenn dann noch die MP (Militärpolizei) kam, schlug diese ohne Erbarmen mit ihren Holzknüppeln, fast so groß wie Baseballschläger, zu. Meistens jedoch nur auf ihre Leute (non-fraternisation - keine Verbrüderung).

Ende 1945 gründete sich in Sprendlingen ein Ski-Klub. Franz und ich fassten den Entschluss da auch mitzumachen. Wir erfuhren, dass es am Frankfurter Hauptgüterbahnhof gebrauchte Skier aus den Beständen der ehemaligen Wehrmacht geben sollte, und es war auch so. Ganz einfache Holzski mit Weidenstöcken, das Paar für nur 10,- RM. In dem neuen Verein trafen wir viele alte Bekannte, zum Teil aus den Schuljahrgängen, aber auch aus der katholischen Jugend. Das Vereinslokal war die Gaststätte am Bahnhof (bis vor kurzem noch Alt-Sprendlingen). Am Anfang machten wir im Winter Touren in den Taunus und in den

Odenwald. Später aber auch in den Schwarzwald (Todtnauer Hütte) und nach Reit im Winkel. Im Schwarzwald mussten wir einmal ganz gewaltig Lehrgeld bezahlen. Wir hatten uns einfach zu viel zugemutet. Trotz Warnung des Bahnhofsvorstehers wagten wir bei Schneetreiben den Aufstieg zur Hütte. Der Weg war ja gekennzeichnet durch in den Schnee gerammte Stangen. Auf der Hälfte der Strecke wurde aus dem harmlosen Schneetreiben aber ein Schneesturm. Wir stiegen in einer langen Reihe auf, vorne der Pfadfinder und hinten der Lumpensammler. Er hatte die Aufgabe, dafür zu sorgen, dass keiner verloren ging. Als wir aber oben ankamen, alle Knoten und Reißverschlüsse waren vereist, mussten wir feststellen, wir hatten den letzten Mann verloren. Eine Stunde warteten wir und verständigten dann die Bergwacht. Sie fanden ihn nach mehrstündiger Suche in einem Biwak zweier französischer Studenten. Er hatte den Anschluss verpasst und durch Zufall, als die Wolken einmal aufrissen, das Licht im Biwak gesehen. Trotz allem wurde es doch noch ein schöner Urlaub.

In Reit im Winkel waren wir einmal so eingeschneit, dass selbst der Materiallift nicht mehr ging. Nachdem unsere Verpflegung langsam zur Neige ging, mussten wir uns etwas einfallen lassen. Der Hüttenwart wollte mit den zwei Besten von uns versuchen, ins Tal zu kommen und Lebensmittel nach oben schaffen. Unterwegs bemerkten sie, dass ein Schneebruch den Materialaufzug blockierte, und in mühsamer Arbeit konnten sie ihn so weit freiräumen, dass später vom Tal aus der Aufzug wieder in Betrieb genommen werden konnte. So brauchten wir keine Angst mehr zu haben, für Essen und Trinken war wieder gesorgt. Dies wurde mit einem sehr feuchten Hüttenabend gefeiert. Unser Verein war der erste, der in Sprendlingen eine Gewerbeschau für Wintersportartikel veranstaltete, und zwar 1946 im evangelischen Gemeindehaus in der Darmstädter Straße und 1947 in der Turnhalle in der Taunusstraße (heute Röhnstraße.). Dabei war für uns das Schönste an der ganzen Sache die vom Verein zu stellende Nachtwache: Männlein und Weiblein vereint im Strohlager.

## 1948

Außer Skilaufen hatten wir aber noch andere Tätigkeiten. Eine davon war, wie auch bei der katholischen Jugend, Theater zu spielen. Einmal brachten wir das Stück mit dem Titel „Hütten-Abend“ auf die Bühne der Turnhalle. Darin mussten wir unter anderem zu Uller, dem Schutzheiligen der Skiläufer, beten und ihn um Schnee bitten, da keiner vorhanden war.

Ein Mitglied der katholischen Jugend war unter den Zuschauern und hatte nichts anderes zu tun, als schnell zum katholischen Pfarrer Hofmann zu laufen, um ihm zu berichten, Franz und ich hätten auf der Bühne in aller Öffentlichkeit einen Götzen angebetet. Beim nächsten Treffen der katholischen Jugend gab es einen gewaltigen Krach, der im Endeffekt dazu führte, dass wir später aus der katholischen Jugend und dem Kolpingverein austraten.

Der Sprendlinger Ski-Klub löste sich nach einigen Jahren von selbst auf. Der Hauptgrund war wohl der, dass der Vereinsvorstand sich mit dem Bau eines Vereinsheimes übernommen hat. Es sollte auf dem Wiesengelände, mit

Schankerlaubnis, neben dem Schwimmbad in Selbsthilfe errichtet werden. Da es aber an Geldmitteln fehlte, kam der Bau nicht über die Kellerdecke hinaus. Das Gelände wurde später an die Liegewiese angegliedert und das mit viel Schweiß erbaute Kellergeschoß zum Abtragen verkauft.

Eine Woche bevor die DM-Währung im Juni 1948 eingeführt wurde, machte die katholische Jugend, natürlich Mädchen und Buben getrennt, auf Kosten der Pfarrei einen Ausflug zum Heidelberger Schloss. Die Trennung hielt aber nur bis Buchschlag, denn zusammen war es doch schöner. Die Bahn gab zu der Zeit aber nur Hinfahrkarten aus, und zu unserem Schreck entdeckten wir noch obendrein, dass von den ca. 40 Fahrkarten über die Hälfte ganz wo anders hingingen. Bei der Fahrkartenkontrolle machten wir es so, dass erst nur Heidelberger Karten gelocht wurden, und auf die Frage: „Alles Heidelberg?“ und unserer Bejahung, knipste er als weiter und merkte Gott sei Dank nichts. In Heidelberg angekommen, mussten wir uns erst um unsere Rückfahrkarten kümmern. Vor den Fahrkartenschaltern standen lange Schlangen von Menschen und wir konnten uns ausrechnen, dass es bestimmt eine Stunde dauern würde, bis wir an die Reihe kommen würden. Auf einmal sah ich, dass das Schild „geschlossen“ an einem Schalter wackelte. Schon sauste ich los und wir hatten Glück. Als Fünfter konnte ich für alle unsere Karten lösen. Weil es ein Sonntag war, mussten wir aber auch in die Kirche gehen. Gleich auf der Hauptstraße fanden wir eine, die gar nicht so voll war und als wir alle eintraten, strahlte das Gesicht des Pfarrers. Einige von uns gingen, um anzugeben, bis nach vorne in die erste Reihe. Nach ca. zehn Minuten mussten wir aber feststellen, wir waren in einer falschen Kirche. Kehrt Schwenk Marsch, und alles wieder raus, der Krach, den wir dabei machten, fand nicht das Wohlgefallen der anderen Gottesdienstbesucher. Wir hatten die Nase voll und gingen zum Schloss. Nach der Mittagsrast wollten wir „Räuber und Gendarm“ spielen. Zehn der Älteren machten die Räuber, und der Rest musste sie fangen. Ich war bei den letzten, die noch zu fangen waren, und da ging es natürlich hoch her. Auf einer Straße im Schloss geriet ich in eine Zwickmühle, sie kamen von vorne und von hinten, und ich wollte durch einen Sprung in den Burggraben mich ihnen entziehen. Beim Absprung blieb ich aber oben in einer Brombeerranke hängen und stürzte kopfüber hinab. Ich schlug unten ziemlich hart auf, war benommen und wunderte mich, dass sie alle um mich herumstanden. Jetzt erst konnte ich sehen, dass ein paar Meter daneben eine Treppe nach unten führte. Pech gehabt! Es war trotzdem ein schöner Tag.

Am 20. Juni 1948 war die Währungsreform, und die „Deutsche Mark“ löste die Reichsmark ab. Jeder bekam 60 DM, davon 40 DM sofort und 20 DM später. Das alte Geld auf Sparkonten wurde 10 zu 1 abgewertet. Am anderen Tag waren alle Schaufenster voll mit Waren, die man schon jahrelang nicht mehr gesehen hatte. Ein Zeichen, dass die Geschäftsleute all diese Sachen gehortet hatten und nur auf die Währungsreform gewartet hatten. Sie machten sich zuerst einmal die Taschen voll. Trotz allem, mit der Einführung der DM ging es uns jeden Tag etwas besser, und das Wirtschaftswunder in Westdeutschland begann.